



13. Heft | 25. Juni 1908

KARL LEUTHNER - VON DER VERPREUSSUNG DEUTSCHLANDS



ASS Preussen das eigentliche deutsche Problem sei, dieser Satz wird heute auf dem ganzen linken Flügel der politischen Schlachtreihe in Fragen und Aussagen variiert. Meist hat das Urteil einen moralischen Oberton: Preussen als Hort der deutschen Reaktion, Preussen als Sitz aller Hemmnisse und Quell aller Übel. Und so kehrt die Klage, die in den sechziger Jahren mit der lächerlichsten Umstellung der Tatsachen von Liberalen und Demokraten beweglich und unermüdlich erhoben wurde, jetzt mit dem Ton und der Kraft der Wahrheit wieder. Das Alte ist, scheint es, neu geworden. Der politische Quellenforscher jedoch, dem so selten Neues aufsties, der immer wieder erfuhr, dass in der trägen Unbeweglichkeit des politischen Denkens der Gedanke seinen Anlass und Gegenstand lange überdauert, um als Gespenst weiter zu spuken, und dass alles öffentliche Wesen voll solchen muffigen Gespenstergeraunes ist, wird bedenklich und sinnt nach, ob das Alte nicht doch wohl das Alte geblieben sei. Denn zweifellos gibt es eine preussische Reaktion, und sie ist mit den Unerfreulichkeiten im Lauf der deutschen Dinge innig verkettet und verbunden. Aber meinen die, die alltäglich und mit einer Ausschliesslichkeit, als wäre dies die alleinige und genugsame Ausübung des politischen Gewerbes, gegen Preussen mit der Feder anrennen: meinen sie das, was heute ist, oder geben sie nur nach gutem Brauch und Herkommen ihrer Zunft auf neue Fragen alte Antworten?

Man kann die Sache rasch entscheiden und nach einem untrüglichen Merkmal. Nehmen die Angreifer ihren Standpunkt im neuen Reich, das ein Preussen nicht als führenden — das Wort sagt zu wenig — sondern als den umfassenden und tragenden Staat seiner Einheit kennt? Dann kann sich ihre Kritik nicht gegen Preussen selbst sondern bloss gegen die Reaktion in Preussen wenden. Oder beziehen sie ihre Argumente aus der Zeit, da das Schicksal der Deutschen noch zwischen Preussen und Österreich zu schwanken schien, das Gewimmel der Kleinstaaten an ein Deutschland ausserhalb Preussens glaubte, und Demokraten und Liberale das wahre Heil des deutschen Volkes an der Seite der Tschechen, Slowaken, Slowenen, Ruthenen und Kroaten suchten, die deutsche Freiheit an die Wiener Hofburg verhaftet meinten? Die üblichen Ausdrücke

Verpreussung Deutschlands, Aufgehen des Reichs in Preussen, preussisches Übergewicht belehren ausreichend darüber, dass die neuen Preussenfeinde ihre abgetragene und verschlissene Phrasengarderobe aus dem nachgelassenen Gemümpel der seligen Erben des Rheinbunds hervorgesucht haben.

Wer die Worte *Verpreussung Deutschlands* auch nur ausspricht, legt das unverwerfliche Zeugnis dafür ab, dass seine Beschränktheit nicht über die geographischen Wissenselemente der Volksschule verfügt. Es sei denn, dass er gegen sich den für einen Politiker noch traurigeren Schluss zulässt, er vermöge aus den elementarsten geographischen Tatsachen die Folgerung auf die elementarsten Notwendigkeiten der Politik nicht zu ziehen. Preussen zählt heute zwischen 37 und 38 Millionen Einwohner, ist also ein Frankreich an Volkszahl ebenbürtiger Staat. Doch das gilt nur nach dem Buchstaben und der Scheinbarkeit der Verfassung. Wessen Begriffe über die Schranken der Klippschule hinaus gereift sind, der wird seine am Wort haftenden Kenntnisse durch den Blick auf die Landkarte ergänzen. Was diese zeigt, hat schlagende Anschaulichkeit. Könnte man sich vorstellen, Preussen hätte nach der Schlacht von Königgrätz bloss die Annexionen vollzogen und nicht einmal den Norddeutschen Bund begründet, so befänden sich doch mindestens die von ihm gänzlich eingeschlossenen Kleinstaaten in einer Abhängigkeit von dem umfassenden Staat, die die heutige unendlich weit überträfe, und wären nichts als in einigen Beziehungen autonome Provinzen Preussens. Es würde dieses also nach heutiger Volkszahl mit 45 bis 46 Millionen Seelen nicht anders als das Reich selbst an der Spitze der europäischen Staaten stehen. Und wenn ein solches Preussen auch als Volks- und Kulturmacht, also in den wichtigsten Beziehungen, hinter dem heutigen Deutschland zurückbliebe, als politische Macht wäre es ihm sogar überlegen, weil es ohne die Fesseln des traditionellen französischen Gegensatzes, womit es heute als Folge des Krieges 1870 wie als Wirkung der geographischen Lage Süddeutschlands beschwert ist, über seine Kräfte frei verfügen könnte.

Nun, dieses Preussen als gewaltigste geographisch-politische Tatsache Westeuropas besteht, besteht innerhalb Deutschlands, und Kinder wundern sich, dass sie sich fühlbar macht. Sie tut das, weil der Regen nässt, weil ein Grossstaat, solange er in seiner Form lebt, nie den Machtwillen gänzlich einbüssen kann. Das *preussische Übergewicht* ist mit der Stiftung des Reichs mit begründet worden, ja, sofern dieses seine Gestalt von der Rücksicht auf die Scheinsouveränität der Kleinstaaten empfangen hat, entspringt die Verpreussung Deutschlands folgerichtig aus der fortdauernden Kleinstaaterei, bildet die Reverseseite des auch heute noch von allen demokratischen Gemütern hochgelobten Föderalismus. Das Übel war zu verhüten wie es in Italien verhütet wurde. Preussen musste sich im Reiche auflösen, wenn sich das Reich in Preussen aufgelöst hätte. Ein deutscher Einheitsstaat, in den die Flut der Deutschen aus den Kleinstaaten frei eingeströmt wäre, hätte dem ostelbischen Adel so wenig ein Herrschaftsgebiet dargeboten wie der italienische dem ähnlich getarteten piemontesischen. Der Unterschied der Schicksale beider Nationen geht hier zurück auf einen Unterschied der politischen Intelligenz. Die Freunde der italienischen Freiheit misstrauten dem stockkonservativen Piemont, ja hassten es, allein ihr sicheres Wissen, dass die Brechung der österreichischen Fremdherrschaft das eine grosse Ziel war, liess sie alles andere vergessen. In

Deutschland dachten die Freunde der Freiheit — sofern sie nicht gar die einfältige Vorstellung hegten, das zu drei Vierteln nichtdeutsche Österreich sei fähig Repräsentant des deutschen Gesamtwillens zu sein — überhaupt nicht mit dem eigenen Kopf sondern nach französischer Schablone. Und als lebten sie im Frankreich der Bourbonen und nicht im Deutschland Metternichs, schien ihnen das Schicksal ihres Volks in der Alternative *Republik oder Monarchie* beschlossen zu sein, statt dass es wirklich beschlossen lag in dem Gegensatz des *guten Rechts* der Deutschen und der veralteten Ansprüche der Wiener Hofburg. Allein hinter jenem *guten Recht* stand gar nichts als Redensarten, und hinter den Anmassungen Wiens marschierten einige hunderttausend wohldisziplinierte Krieger auf. Gegen Soldaten helfen nur Soldaten. Da sie Napoléon für Deutschlands Freiheit nicht aufgeboten hätte wie für die Befreiung Italiens, so war in der Tat — wenn man von Resolutionen und Vereinsgründungen, die Zeitungslärm, jedoch keine Geschichte machen, wie billig, absieht — die deutsche Frage eine Frage, die zwischen dem österreichischen und preussischen Heere entschieden werden musste. Auch Italien ist nicht von den Italienern als Volk befreit worden, die dazu so wenig fähig waren wie die Deutschen; sie hatten indes die Klugheit ihre anti piemontesischen Neigungen dem Gebot der Notwendigkeit zu unterwerfen, sie setzen ihre höchsten Ideale über ihre Privatgefühle, sie zogen es vor bei der Verjagung ihrer Duodezfürsten mit zu helfen und dafür einen in den Grundlagen demokratischen Staatsbau zu gewinnen. Die Deutschen hielten in Treue an ihren Kleinstaatsdynastien fest und verdarben ihnen zuliebe die Reichsverfassung. So hat jeder, was er wollte, und keiner darf sich beklagen.

Wenn der Unsinn sich zur Geltung bringt, geht er bis zu den äussersten Konsequenzen. Man kann heute auch von Sozialdemokraten die Meinung hören, dass die deutschen Kleinstaaten die Zuflucht der Freiheit in Deutschland seien. Die Bereitwilligkeit solche Torheiten zu glauben hat sich in der letzten Zeit durch einige Verfassungsreformen bedeutend gesteigert. Es ist in der Tat ein epochales Ereignis, wenn die etlichen 200 000 Menschen, die nicht hinreichen würden die Häuser der Vorstadt Charlottenburg zu füllen, als Bewohner der drei Reiche des Oldenburgers eine neue Verfassung bekommen, und es wirkt erst recht erhebend, wenn einige 50 000, etwa so viel wie sich an einem Winter-sonntag in den Berliner Nachtlökalen herumtreiben, im Fürstentum Waldeck, dessen Staatsherrlichkeit sie konstituieren, auf moderne Weise wählen sollen. Doch gleicht ja selbst Bayern an Bevölkerungszahl kaum, an wirtschaftlicher Bedeutung gar nicht der einzigen preussischen Rheinprovinz. Was kann es da mit den Vorgängen in einem Grossstaat Vergleichbares geben? Man soll die Reformen in den Duodezfürstentümern agitatorisch ausnutzen, sich jedoch hüten, dass man durch Schlagworte nicht das eigene Denken verwirre. Kleinstaat und Grossstaat sind nicht nur quantitativ sondern qualitativ verschiedene Grössen. In dem einen sinken auch wirkliche Machtfragen zu den Formen blosser Verwaltungsmassregeln herab, in dem anderen erhöht sich alles zum Machtkonflikt. Wenn also auch in beiden scheinbar das selbe geschieht, so scharen sich doch nur in diesem die gewaltigen, nach Interessen verschiedenen Massen gegen einander, entstehen die Spannungen, bilden sich die Gegensätze heraus, die ein Volksleben in den Tiefen ergreifen und darum wichtiger sind als alles, was man den Gegenstand der Politik heisst. Man mag den

Kleinstaat, die es so leicht haben, gern zugeben, dass sie vielfach gut und volkstümlich verwalten; nur ist damit noch nicht gesagt, sie könnten über ihre Grenzen hinaus wohlthätig wirken. Das Kleine hat heute weniger als jemals früher Macht zur Nachahmung zu zwingen. Ausserdem mutet man den deutschen Fürsten eine grosse Dummheit zu, wenn man sie auffordert im Reich nach Verbesserung zu streben. Ihr Ansehen nährt sich doch von dem, was im Reich und in Preussen schlecht ist. Schon vor 1870 wärmte sich die dynastische Treue in Süddeutschland an der Unpopularität der Krone Preussen. Und heute? Wer würde nach den Kunstliebhabereien des Grossherzogs von Hessen fragen, wenn sie nicht durch den Gegensatz der ästhetischen Anschauungen des Kaisers Interesse gewännen? Wer würde sich darum kümmern, dass man in München so still und ohne Gepränge regiert, wäre Berlin nicht so laut und prachtliebend? Nein, die Fürsten haben keinen Grund eine Änderung zu wünschen. Das ist ja überhaupt ihre Existenz, dass sie dem Reich und damit dem das Reich beherrschenden Preussen alle die unliebsamen Dinge, Bestimmung der Militär- und Marinelasten und die indirekten Steuern überlassen, daheim aber als Förderer der Kulturzwecke des Staates ein landesväterliches Ansehen geniessen.

Was bedeutet überhaupt das Reich? Wenn man so ungeschichtlich sprechen darf: es ist jene Unvollkommenheit in der Form des Einheitsstaats, die das deutsche Volk in den Kauf nehmen musste, um den Inhalt der Einheit zu erlangen und sich von dem Pfahlbürgertum im Kleinstaat zur Reichsangehörigkeit zu befreien. Es ist zugleich jene Konzession, die Preussen für die Reichsgründung gewähren musste, weil ihm die politische Lage in Europa nicht gestattete die Duodezstaaten insgesamt in die Luft zu sprengen und so die völlige Einheit herzustellen. Was die Fürsten haben, ist ein Abzug von dem, was der Geschlossenheit eines grossen Volkes zusteht, und so muss man auch wohl die ganze Reichsverfassung, sofern sie sich von der des Einheitsstaates unterscheidet, den Fürsten zu gute schreiben. In der Tat wird das in allem sichtbar. Wenn der lippesche Graf *zürnt* und der bayerische Thronfolger sogar auf fremdem Boden demonstriert, so würden an sich diese Äusserungen von Vertretern machtloser Kleinstaat nur Lächeln erregen; weil jedoch die kleinen Herren Garanten des *ewigen Bundes* sind, muss man ihrem Groll auszuweichen suchen. Denn jene Äusserungen erwecken im Ausland Hoffnungen, im Inland Befürchtungen, die, an sich grundlos, Grund zu haben scheinen durch das, was sich beiden aus der Vergangenheit deutscher Zerrüttung an Erinnerungen vermählt. Alle Fiktionen der Reichsverfassung haben bloss den Zweck den Bundesfürsten für die verlorene Souveränität eine fiktive Bedeutung zu leihen; doch alle Fiktionen des Rechts ändern an den wirklichen und wirkenden Verhältnissen der Macht nichts. Dass Deutschland der Form nach, wenn auch nicht dem Inhalt nach ein Bundesstaat ist, gibt dem Kaiser des deutschen Reichs persönlich eine Machtstellung, die er als Herrscher eines Einheitsstaats neben einer dem Parlament verantwortlichen Regierung nie besässe. Das Bundesverhältnis fordert eben, wie Amerika beweist, eine starke Zentralgewalt. Nun ist der deutsche Kaiser zugleich der König von Preussen. Seine Herrlichkeit strahlt also auf Preussen zurück. Weiterhin: Jene Vereinigung der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt, die der Bundesrat darstellt, blieb unerlässlich, sollte das Reich als Bund der Fürsten erscheinen; in

Tat und Wahrheit aber bedeutet der Bundesrat, der nur der Vollstrecker des preussischen Willens ist, dass Preussen in der Gesetzgebung und der Verwaltung des Reichs die entscheidende Rolle spielt, und dass auch ein zur Macht emporwachsender Reichstag an dem *gleichberechtigten Faktor der Gesetzgebung*, an Preussen in der Maske des Bundesrats, eine Schranke fände, die die Zentralregierung an sich und ohne ihre Verbindung mit Preussen und ohne die Herrschaft im Bundesrat keineswegs aufrichten könnte. Fordert man deshalb die deutschen Bundesfürsten auf ihr Votum im Bundesrat besser und resoluter zu verwerten, wie es jetzt sogar von Sozialdemokraten, ja selbst in dem parteioffiziellen Handbuch für die preussischen Landtagswähler geschieht, so verwechselt man die Form mit dem Inhalt der Verfassung. Die Bundesfürsten könnten wohl, doch sie können nicht; gleichwie Hamburg das Recht hätte selbst seine Bahnen zu verwalten, nur dass es auf seinem Gebiet leider bloss für einen Bahnhof und nicht auch für ein Bahnnetz Raum findet. Das eben ist das Wesen eines Grossstaats, dass er gewaltige Menschenmassen und eine Unendlichkeit nicht nur klassenmässig sondern auch geographisch nach geschichtlichem Herkommen verschiedener Interessen eines grossen Volkes in sich zusammenfassen, in sich innerlich ausgleichen kann. Aber gleichzeitig hat er den in den unterschiedlichsten Richtungen laufenden und weitausstrahlenden Beziehungen nach aussen, wie sie dem Wirtschafts- und Kulturleben einer mächtigen Nation entspringen, zum Tragen zu dienen, sie aus einem Zentrum heraus wahrzunehmen, aus einem Überblick über das Ganze wechselseitig zu bewerten. Den Verwaltungsbehörden des kleinen Teils eines solchen Riessstaates fehlen zu diesen Aufgaben schon die intellektuellen Voraussetzungen. Man kann als einzelner Bayer oder Hamburger, wenn man sich aus dem sonderstaatlichen ins gemeindeutsche Denken erhebt, wie dies heute wohl alle tüchtigeren Politiker und Ökonomen tun, das Ganze gerecht abschätzen und im Auge behalten; die Regierung des Sonderstaates jedoch, bestellt dessen Sonderinteressen zu vertreten, vermag es nicht. Es gibt Lebensinteressen der Deutschen, die den Kleinstaaten des Nordens, andere, die den Kleinstaaten des Südens fremd und fern sind. Man darf vom hamburgischen Senat kaum die volle Würdigung der Wichtigkeit der Landwege zum Mittelmeer und zum Orient, von der Münchner Regierung kaum das volle Interesse für die Bedürfnisse der Hansastädte fordern.

Wie nun aber das deutsche Volk als die grösste Kultur- und Wirtschaftsvereinigung des eigentlichen Europa durch den Gang der ökonomischen Entwicklung und in der stürmischen Zunahme der Volkszahl die Verkehrs- und Handelsbeziehungen im Innern immer enger knüpfen, nach Westen immer weiter und umspannender ausdehnen muss, hat sie notwendig die wirtschaftliche und zugleich auch die politische Macht der Organe gestärkt, die allein Träger dieser grossen gemeinsamen Entwicklungstendenzen sein konnten. Das will besagen: Das Reich ist gegenüber den kleinen Einzelstaaten in seinem Machtbereich gewachsen, soweit ihm die rechtlichen Kompetenzen die Möglichkeit boten Gefäss zu sein dieses neuströmenden Lebens. Dort jedoch, wo die Reichsverfassung die Grenze zog, wurde stellvertretend der Grossstaat im Grossstaat, Preussen, zum Träger der Gesamtentwicklung. Daraus ergab sich, was bisher nur selten scharf genug beobachtet wurde, eine doppelte Geschichte der Vereinheitlichung des deutschen Lebens, ein Nebeneinander zweier Tendenzen

EDUARD BERNSTEIN · EPILOG ZU DEN PREUSSISCHEN LANDTAGSWAHLEN



ZWEI Aufgaben waren der Sozialdemokratie Preussens bei den Wahlen zur Erneuerung des preussischen Abgeordnetenhauses gestellt. Die eine bestand darin eine möglichst grosse Zahl von Wählern zur Abstimmung für die Sozialdemokratie zu veranlassen und, wo irgend nur möglich, die Wahl von Sozialdemokraten ins Abgeordnetenhaus durchzusetzen. Die zweite hiess das mögliche dazu beitragen, dass die beiden Mehrheiten, die in den letzten Jahren das Abgeordnetenhaus abwechselnd beherrschten, die konservativ-ultramontane und die konservativ-freikonservativ-nationalliberale, beseitigt oder mindestens gründlich verringert wurden.

Die erste dieser beiden Aufgaben ist im grossen und ganzen glänzend gelöst worden. Wenn man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die der Sozialdemokratie bei dieser Wahl entgegenstanden, wo zu allen den Tücken des elenden Dreiklassenwahlsystems, die so vielen das Wählen unmöglich machen, noch die lähmende Wirkung des Geschäftsdrucks mit der für viele eingetretenen und für andere drohenden Arbeitslosigkeit hinzukam, dann muss man sagen, dass die Partei Grund hat auf das von ihr erzielte Wähleraufgebot stolz zu sein. Es untersteht keinem Zweifel, dass auch hinsichtlich der Landtagswahlen Preussens die Sozialdemokratie nunmehr von allen Parteien die grösste Zahl von Wählern hinter sich hat. Und dass es gelungen ist den vierfach gedeckten Wall des Dreiklassenwahlparlaments zu durchbrechen und für 6 Sozialdemokraten den Eintritt in das Haus zu erzwingen, das in Preussen das Volk vertreten soll, ist ein wahrhaft grossartiger Triumph. Die Zahl ist nur klein im Verhältnis zur Zahl der Vertreter, mit denen sich die andern Parteien trotz viel geringerer Stimmzahl in diesem Zerrbild einer Volksvertretung breit machen dürfen. Aber sie bedeutet das dünne Ende des einzutreibenden Keils, und dass es gelungen ist zunächst einmal wenigstens dieses Ende einzuschlagen, kann nur dazu ermuntern, mit immer stärkerer Kraft weiterzuarbeiten, bis auch das dicke Ende eingetrieben sein wird. Die Partei hat in dieser Hinsicht einen grossen Schritt vorwärts gemacht.

Die Freude über diesen Fortschritt darf indes kein Grund sein uns über seine Bedeutung in Täuschungen zu wiegen. Dass es der Sozialdemokratie gelungen ist bei diesem Dreiklassenwahlsystem ohne jedes Wahlbündnis selbst nur 6 Vertreter in das Abgeordnetenhaus hineinzubringen, war sicher sehr viel. Wollen wir aber gegen uns selbst offen sein, so müssen wir uns auch sagen, dass es, soweit die in Berlin eroberten Mandate in betracht kommen, unter einer politischen Konstellation erfolgt ist, wie sie gleich günstig für die Sozialdemokratie noch nie gewesen ist, die auch nicht als für alle Zukunft gesichert betrachtet werden kann.

Der einzige ernsthafte Gegner der Sozialdemokratie in Berlin ist die freisinnige Partei. Diese Partei hat aber hier nur zwei Zeitungen, die ihre derzeitige Politik vertreten: die *Vossische Zeitung* und die *Freisinnige Zeitung*. Die *Tante Voss* nun zählt zwar einen ganz netten Stamm reicher Leser, dass sie aber zahlreiche Leser hat, wird sie selbst nicht behaupten, ihr Abonnentenstand ist hinter den Verbreitungsziffern, mit denen die grossen Zeitungen heute rechnen, sehr zurückgeblieben. Die *Freisinnige Zeitung* aber

findet man fast nur in Zeitungsredaktionen und bei einer Handvoll Berufspolitiker; dem grossen Publikum ist sie unbekannt. Die bei diesem verbreitetsten liberal-demokratischen Zeitungen Berlins, das *Berliner Tageblatt* und die *Berliner Morgenpost*, bekämpften die Blockpolitik des Freisinns mit aller Entschiedenheit, und noch kräftiger, ja mit einer Schärfe, die jedem Leser die Lust benehmen musste zurzeit für irgend einen Blockfreisinnigen zu stimmen, ward sie in den beiden so verbreiteten politischen Montagsblättern Berlins und der *Berliner Volkszeitung* bekämpft, die im demokratischen Kleinbürgertum und auch bei Arbeitern noch viel gelesen wird. Bloss soweit die bürgerliche Presse in betracht kommt, berechnet sich für Berlin das Verhältnis der Leser von Blättern, die die offizielle Freisinnspolitik verurteilten, zu denen von Blättern, die sie verteidigten, auf gut 20 zu 1, ganz abgesehen von den über 120 000 Lesern des *Vorwärts*. Unter diesen Umständen ist man versucht es fast als ein Wunder zu bezeichnen, dass der Freisinn in Berlin nicht noch sehr viel ungünstiger gefahren ist als es tatsächlich der Fall war. Er hatte die Stimmung der grossen Mehrheit des Berliner Publikums entschieden gegen seine Politik und nichts für sich, was irgend jemand hätte begeistern können. Sein Kampf war ein Fechten in der Defensive, eine Abwehr auf dem Rückzug. Die Sozialdemokratie aber fand selbst ausserhalb ihres naturgemässen Agitationsgebiets den Boden für ihre Wahlarbeit aufnahmefähiger als sonst. Auch in Bezirken, wo der *sozialdemokratische Wahlterrorismus* keine Rolle spielte, und aus Kreisen, die er nicht treffen konnte, sind diesmal erheblich mehr bürgerliche Stimmen für die sozialdemokratischen Wahlmänner abgegeben worden als zu anderen Zeiten, und noch höher ist die Zahl solcher bürgerlichen Wähler einzuschätzen, die der Wahl fern blieben, weil sie für den Freisinn nicht stimmen wollten, für die Sozialdemokratie nicht stimmen konnten. Kurz, die Widerstandskraft des Hauptgegners der Sozialdemokratie in Berlin war schwächer als bei irgend einer früheren Wahl, schwächer, als es nach der Klassengliederung der Berliner Bevölkerung anzunehmen war. Der Freisinn hat auch bei seinem ureigenen Agitationspublikum schwere Verluste zu verzeichnen.

Die Gunst der politischen Situation brachte der Sozialdemokratie einen Ausgleich für die Ungunst der Wirtschaftslage, wie die treffliche Organisation und die nicht hoch genug anzuschlagende Kleinarbeit der Zehntausende von selbstlos in Reihe und Glied kämpfenden Genossen manches Defizit wett gemacht haben, das sich sonst auf unserer Seite gezeigt hat. Es widerstrebt mir aus leicht begreiflichen Gründen am Organ der Partei in Berlin, dem *Vorwärts*, Kritik zu üben. Eine Feststellung kann ich indes nicht umgehen. Wenn sich die Aufgabe des literarischen Führers im Kampf darin erschöpfte in Sprache und Argument wahllos nach rechts und links dreinzuschlagen, so wird wohl niemand dem *Vorwärts* das Zeugnis versagen, dass er dieser Aufgabe nach Menschenmöglichkeit nachgekommen ist. An Kraft der Ausdrücke hat er es nicht fehlen lassen. Dagegen wird die Redaktion, wenn sie die Nummern ihres Blattes aus der Wahlperiode nachträglich durchliest, wohl selbst zu der Erkenntnis kommen, dass der Artikel, die die erhebenden Momente des Kampfes hervorheben sollten, der Aufrufe, die geeignet sein konnten Begeisterung zu erwecken, verschwindend wenige waren. Und noch dürftiger war es um die Aufklärung über die umfassenderen Aufgaben des Kampfes, über die allgemein-

politische Situation und die aus ihr sich ergebenden Ziele bestellt. Hierin stand das in der Hauptstadt erscheinende Organ der Partei sehr hinter einer Reihe unserer Provinzblätter zurück, war es provinzieller als sie. Der Umstand, dass in Berlin der Freisinn der Hauptgegner der Sozialdemokratie ist, macht es erklärlich, dass der *Vorwärts* sich vorwiegend mit diesem beschäftigte. Er hätte Tadel verdient, wenn er es nicht getan. Aber darüber dürfte die Hervorhebung der Tatsache nicht vernachlässigt werden, dass unser Kampf mit dem Freisinn nur einem Nebenzweck eines viel grösseren Unternehmens galt, der Hauptzweck aber in der Zertrümmerung der halbfeudal-plutokratischen Mehrheit bestand, die das preussische Abgeordnetenhaus beherrscht.

Ich gebe zu, dass eine Hingabe an diese Seite des Kampfes durch die zweideutige Haltung des Freisinns sehr erschwert wurde. Der sich mit dem Beiwort *Volkspartei* schmückende Flügel des Freisinns insbesondere hat im preussischen Wahlrechtskampf ein Spiel gespielt, das sich wenig von dem der *gelben* Gewerkschaften unterscheidet. Sobald oder wo der Kampf ernst ward, schickte er sich an zum Gegner überzulaufen und dessen Arbeit zu verrichten. Nun ist die Abfertigung der *Gelben* gewiss eine notwendige Aufgabe des gewerkschaftlichen Kampfes. Aber was würde man von einem Gewerkschaftsblatt halten, das während einer wichtigen Aktion seine Spalten ins Endlose mit Philippiken wider die *Gelben* füllte?

»Wir führen den Wahlkampf als Wahlrechtskampf«: mit dieser Erklärung eröffnete der *Vorwärts* den Wahlkampf. Vor lauter aufgebauschtem Kleinkram entschwand dann aber das Wahlrecht beinahe aus dem Gesichtskreis. Soweit die parlamentarische Aktion in betracht kommt, zu der die Einwirkung auf die Zusammensetzung des Parlaments als integrierender und nicht am wenigsten wichtiger Teil gehört, sind wir der zu lösenden Aufgabe nur wenig weiter gerückt. Es ist unzweifelhaft ein freudig zu begrüssender Erfolg, dass die sozialdemokratische Kritik nunmehr auch von der Tribüne des preussischen Abgeordnetenhauses her ertönen wird, und die jetzigen Versuche der Gegner diese Errungenschaft zu verkleinern werden sicherlich an der Wirklichkeit zu schanden werden. Was ist aber darüber hinaus erreicht worden? Abgesehen davon, dass an Stelle von 6 Liberalen 6 Sozialdemokraten gerückt sind, sieht das neue Abgeordnetenhaus dem alten so ähnlich wie ein Ei dem andern. Man vergleiche nur:

Partei	Altes Abgeordnetenhaus (433 Sitze)	Neues Abgeordnetenhaus (443 Sitze)
Konservative	144	152
Freikonservative	64	60
Nationalliberale	76	64
Also plutokratisch-neufeudalistische Koalition	284	276
Konservative Zentrum	144 96	152 105
Also klerikal-zünftlerische Koalition	240	257
Freisinnige	33	36
Polen	13	15
Dänen	2	2
Wilde	5	2
Sozialdemokraten	0	6

Für alle Zwecke, die den Bestrebungen der Sozialdemokratie entgegengesetzt sind, sind im preussischen Abgeordnetenhaus die alten Mehrheiten in ungeschwächter Stärke wieder da. Die geschworenen Widersacher einer demokratischen Wahlreform für Preussen insbesondere haben die erdrückende Mehrheit von nahezu 280 Stimmen, wozu dann noch die stillen Gegner des demokratischen Wahlrechts kommen, die das Zentrum in seinen Reihen zählt. In Sachen der Wahlrechtsreform steht es im neuen Landtag so, dass wir fast Grund haben zu wünschen, dieser Landtag möge sie nicht in die Hand nehmen. Denn unter dem Schein der Reform würde oder wird er gegebenenfalls der Arbeiterklasse nur Steine statt Brot bieten.

Dass es so gekommen ist, ist selbstverständlich nicht der Haltung des *Vorwärts* im Wahlkampf zur Last zu legen. In dieser Hinsicht war die Situation schon verfahren, als der Wahlkampf seinen Anfang nahm. Und der Hauptschuldige ist hier unbedingt der Freisinn. Die Partei, die angibt für die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preussen zu kämpfen, wusste so gut wie wir, dass die der Wahlreform feindliche Mehrheit im Landtag nur durch eine Kooperation mit der Sozialdemokratie zu beseitigen war. Sie wusste auch, dass die Sozialdemokratie für eine solche Kooperation zu haben war, und dass sie keine von den Freisinnigen nicht zu erfüllenden Bedingungen gestellt hätte. Aber weit entfernt auch nur den kleinen Finger zu rühren diese Kooperation herbeizuführen oder möglich zu machen, haben die Freisinnigen und vor allem — jedem das Seine! — die Führer der *Freisinnigen Volkspartei* ihre Aufgabe darin erblickt alles aufzubieten sie zu verhindern, sie unmöglich zu machen. Ein Blick auf die Tabelle der Wahlergebnisse zeigt, dass durch eine solche Kooperation es eine Kleinigkeit gewesen wäre, die freisinnigen Mandate zu verdoppeln und 15 bis 20 Sozialdemokraten statt 6 in den Landtag zu bringen. Eine freisinnige Fraktion von 60 bis 70 Abgeordneten mit einer kräftig vorwärtstreibenden sozialdemokratischen Fraktion als äusserste Linke neben sich, welche eine Rolle hätte sie im Abgeordnetenhaus spielen können! Aber auch nicht im Traum mochten die Drahtzieher des Freisinns von einer Politik etwas hören, die dazu geführt hätte die verstickte Luft wegzublasen, die auf der Pseudovolkvertretung Preussens lastet. Sie zogen es vor, das, was sie *Kampf gegen die Reaktion* nennen, als Bundesbrüder dieser Reaktion zu führen. Glücklicherweise die Fühlung nach rechts gefunden zu haben wiesen sie den Gedanken sie nach links zu suchen mit Hohn zurück. Sie spielen bürgerliche Demokratie, stemmen sich aber nach dem Muster der alten Bourbonen wütend dagegen diejenige Bedingung zu erfüllen, unter der allein heute eine bürgerliche Demokratie denkbar ist. So sind sie denn auch nur eine Parodie dessen, was sie zu sein vorgeben. Wenn künftig einer der 6 Sozialdemokraten im neuen Abgeordnetenhaus sprechen wird, werden die Gegner, wie immer sie toben mögen, ihm das eine nicht absprechen können, dass hinter ihm die nach Millionen zählende Arbeiterdemokratie des Landes steht. Welchen Anspruch aber können die Kopsch und Genossen auf den Titel *Volkspartei* machen? Sie haben ihn selbst in der Idee preisgegeben.

Wenn aber die bürgerliche Demokratie auch diesmal in Preussen gefehlt hat, so bedeutet das noch nicht, dass die Elemente für eine solche Partei in diesem Lande fehlen. Sie sind in Preussen so gut vorhanden wie in England, in Frankreich, in Belgien und anderwärts. Wäre es anders, so wäre die

Sprache, die der *Vorwärts* den Freisinnslenten gegenüber geführt hat, nicht nur mit ihren ewigen Superlativen schliesslich langweilig sondern auch in der Sache sinnlos gewesen, und wir hätten die Kopsch von Herzen zu bedauern statt sie zu brandmarken. Nein, die Elemente sind da, die grossen Zwischenschichten zwischen der Unternehmerklasse und der Arbeiterschaft, die Heere der Vertreter der *freien Berufe*, die anschwellende Zahl der Angestellten aller Art, die vielen Zehntausende von Gewerbetreibenden, deren Interessen auf die Seite der Arbeiter neigen, ohne doch mit deren Interessen völlig zusammenzufallen, bergen hier wie anderwärts das Material für eine bürgerlich-demokratische Partei. Es sind nur besondere geschichtliche Umstände, die der Entwicklung einer solchen Partei immer wieder hemmend in den Weg getreten sind. Die Frage ist bloss, ob sie durch Umbildung der freisinnigen Partei von innen heraus oder durch eine Sezession, wie Barth und Genossen mit so überraschendem Zuspruch sie eingeleitet haben, bewirkt werden wird.

Die Antwort darauf müssen wir den Beteiligten überlassen. Für uns ist eine andere Frage zu erledigen, zu der der Rückblick auf den Wahlkampf und die Betrachtung des Wahlergebnisses nötig ist. Um sie kurz und bündig zu formulieren, so lautet sie: Hat unsere Partei in Wirklichkeit eine Politik? Wir haben eine in ihren Fundamentalgedanken stichhaltige gesellschaftliche Entwicklungstheorie. Wir haben ein vorzügliches Programm politischer Grundsätze und Forderungen. Wir haben eine Organisation, die wohl als mustergültig bezeichnet werden kann, und Hunderttausende trefflich geschulter, jederzeit tatbereiter Kämpfer. Alles das ist gewiss schön und gut. Aber haben wir eine Politik? Haben wir eine Praxis, die, über das blosses Handeln nach den Zeitumständen hinaus, darauf gerichtet ist die Umstände selbst so zu gestalten, wie sie für unser Handeln am günstigsten sind? Nur erst das letztere würde es rechtfertigen von einer Politik der Partei im vollen Sinne dieses Wortes, wo es den Begriff der *Staatskunst* einschliesst, zu sprechen. Wir sind gross und stark genug geworden eine Politik zu haben, aber was man in weiten Kreisen der Partei dafür hält, ist meist nicht viel mehr als jene wenig geistige Anstrengung erfordernde Bewegung, die der Engländer *drifting* nennt, und für die man im Deutschen das Wort *wursteln* gebildet hat: das selbstbeschauliche Dahinplätschern im Fahrwasser der Ereignisse.

Ich habe vor zwei Monaten in dieser Zeitschrift die Wahlparole, die das Zentralwahlkomitee der Sozialdemokratie Preussens unterm 14. April hat ergehen lassen, für die unter den gegebenen Verhältnissen einzig mögliche Parole erklärt und halte das auch heute aufrecht. Wie sich die Dinge zwischen Freisinn und Sozialdemokratie entwickelt hatten, wäre eine andere Parole undurchführbar gewesen. Schon sie hat sich als nur zum Teil ausführbar erwiesen. Sie sah immer noch ein Stimmen für Kandidaten voraus, die sich auf das gleiche, geheime und direkte Wahlrecht verpflichten würden. Tatsächlich aber haben unsere Genossen nur in ganz vereinzelten Fällen ihre Abstimmung danach eingerichtet. Und das begreift sich, wenn man die Tonart kennt, die in unserer Presse den andern Parteien gegenüber Sitte geworden ist. Die Verantwortung dafür, dass unser Zentralwahlkomitee keine andere Parole ausgeben konnte als es getan hat, liegt nicht ausschliesslich bei den Frei-

sinnigen. Unter den *gegebenen Verhältnissen* war die Parole die einzig mögliche. Aber lag es ganz ausserhalb des Bereichs der Möglichkeit unsererseits dahin zu wirken, dass Verhältnisse gegeben waren, die eine andere Parole möglich machten? Wir wussten doch lange vorher, dass das Jahr 1908 eine Landtagswahl bringen würde. Und wir wussten auch, dass, wenn die plutokratische und die klerikale Landtagsmehrheit gesprengt werden sollten, es beim Dreiklassenwahlsystem nur durch eine Verständigung mit dem Freisinn möglich zu machen war. Eine weitblickende Politik hätte danach ihre Sprache und Methoden einrichten müssen. Es fehlt im Lager des Freisinns nicht an Leuten, mit denen unsere Genossen in den gesetzgebenden Körpern und Kommunalvertretungen noch auf dem Diskutierfuss stehen, es fehlt in ihm nicht an Leuten, die die Blockpolitik nur mit halbem Herzen mitmachen. Diesen Elementen galt es Mut einzufliessen, ihnen den Rücken zu steifen, es ihnen möglich zu machen in der eigenen Partei die Verständigung mit der Sozialdemokratie überzeugend zu verfechten. In dem bedingten Sinn, in dem das Wort wahr ist, dass jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, trifft es auch zu, dass man die Gruppierung der Gegner gegen sich hat, die man selbst gewollt hat.

Kein Zweifel, auch eine Verständigung mit dem Freisinn, die es uns möglich gemacht hätte seine Kandidaten zu unterstützen, hätte uns das gleiche, geheime und direkte Wahlrecht in Preussen nicht gebracht. Das volle demokratische Wahlrecht werden wir in Preussen überhaupt nicht bekommen, bevor sehr tiefgreifende Umwälzungen sich vollzogen haben. Das Maximum von Wahlreform, das im heutigen Preussen möglich ist, geht nicht über solche Änderungen hinaus, die noch vollständig innerhalb des Bereichs der Interessen des Freisinns und selbst eines Teils der Nationalliberalen wie des Zentrums liegen. Die Vorschrift in unserer Wahlparole die Unterstützung nichtsozialdemokratischer Kandidaten von der Verpflichtung auf das Reichstagswahlrecht abhängig zu machen hatte daher nur Bedeutung als Kriterium der *allgemeinen* politischen Richtung. Wie das neue Abgeordnetenhaus jetzt zusammengesetzt ist, ist sie für die dort zu treffenden Entscheidungen *gegenstandslos* und könnte buchstäblich genommen sogar schädlich wirken. Wenn dieses Abgeordnetenhaus auf die Wahlrechtsänderung eingeht, dann wird die Linke nicht vor der Frage stehen, ob Reichstagswahlrecht oder irgend ein anderes Wahlrecht, sondern ob und in welcher Weise sie sich an der Amendierung von Vorlagen und Anträgen beteiligen soll, die sehr anders ausschen werden als das Reichstagswahlrecht. Da kann es dann selbstverständlich so kommen, dass es die Geschäfte der Todfeinde besorgen hiesse, wollte man den Cato des Reichstagswahlrechts spielen. Unsere in den Landtag hineingewählten Genossen werden sich da vor einer sehr verzwickten Aufgabe *sehen*. Es kann nötig werden ihre Abstimmung so einzurichten, dass gar keine Änderung des Wahlrechts zu stande kommt, es kann aber auch kommen, dass eine Änderung unvermeidlich wird, und sie *sehen* müssen so viel Verbesserungen zu erwirken und Verschlechterungen zu verhindern wie nur möglich. Mit wem werden sie dann aber in erster Linie zu kooperieren, mit wem sich über Gegenzüge gegen die Manöver der Rechten zu verständigen haben? Man braucht die Frage nur zu stellen, um zu erkennen, wie falsch es in der Politik ist die Dinge erst an sich herankommen zu lassen, ehe man taktische Massregeln berät.

Es liegt mir fern das Können des Landtags zu überschätzen. Als vor 15 Jahren mein Vorschlag mit der Enthaltung von der Landtagswahl zu brechen in der Partei fast einstimmig abgelehnt worden war, schrieb ich in einer Schlussantwort an meine damaligen Gegner:

•Ich gehöre gar nicht zu denen, die für die Tätigkeit in den Parlamenten besondere Vorliebe empfinden, sondern lege mindestens ebenso grossen Wert auf die ausser-parlamentarische Aktion der Arbeiter und bin sogar, was gewisse Arten der *Selbsthilfe* betrifft, vielleicht ebenso ketzerisch gesinnt wie in der Frage der Kompromisse. Ich begrüsse es denn auch mit grosser Freude, dass vielfach eine energischere Aktion für die Gewerkschaften ins Werk gesetzt wird, und wünsche ihr von Herzen jeden möglichen Erfolg. Aber ich verhehle mir nicht, dass auch hier der deutschen Arbeiterschaft grosse Schwierigkeiten im Wege stehen . . . Darum hätte ich gewünscht, dass wir die Gelegenheit auf dem ersterwähnten Felde neue Positionen für die Wahrung und Förderung der Arbeiterinteressen zu gewinnen uns nicht hätten entgehen lassen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch das jetzige Wahlergebnis zu betrachten. Das preussische Abgeordnetenhaus kann die grossen wirtschaftlichen Faktoren der gesellschaftlichen Entwicklung nicht aus der Welt schaffen, es kann ihr unablässiges Wirken nicht verhindern. Aber es kann ihnen Hemmnisse in den Weg legen, es kann notwendige Entwicklungen verlangsamen. Der Geschichtsphilosoph kann sich darüber mit dem Gedanken hinweghelfen, dass jene grossen Faktoren schliesslich doch die Sieger bleiben müssen. Der Politiker darf es nicht. Für ihn gibt es einen kategorischen Imperativ. Er ist klassisch niedergelegt in dem schönen Gleichnis vom vergrabenen Pfund. Uns ist ein grosses Pfund anvertraut: die Tatkraft und Opferbereitschaft einer Armee von Hunderttausenden organisierter Arbeiter. Haben wir von diesem Pfund in jeder Hinsicht den Gebrauch gemacht, der möglich war?

XX

MAX SCHIPPEL · ABERMALS MARX-ENGELS UND FREIHANDEL-SCHUTZZOLL

EINE Frage der praktischen Politik und des Sozialismus wurde von Marx und Engels in den vierziger Jahren ganz anders beurteilt als es heute in der Sozialdemokratie geschieht . . . : die Frage des Schutzzolls.

R. LUXEMBURG ZUM MARXNACHLASS



IMMER in Abstand von ein paar Jahren geraten die *Kreuzzeitung* und der *Vorwärts* wegen der Marxschen Freihandelsrede an einander. In diesen letzten Maitagen — man sehe den *Vorwärts* vom 30. Mai — war wiederum der Zusammenstoss fällig. Aber ich vermag auch diesmal beim besten Willen nicht zu finden, dass ausser dem üblichen Austausch von mehr oder weniger höflichen Achtungsbezeugungen allzu viel Handgreifliches und sachlich Entscheidendes dabei herausgekommen ist. Es würde überhaupt ein Bild voll der tollsten Komik ergeben, wollte man einmal alle die willkürlichen Interpretationen zusammenstellen, die sich von rechts wie von links schon an die Brüsseler Rede knüpften.¹⁾ Die Schuld liegt nur zum aller-

¹⁾ Karl Marx *Rede über die Frage des Freihandels*, 2. Anhang des *Elends der Philosophie* (Stuttgart 1885), pag. 188 ff. Über Zeit und Umstände des Vortrags vergl. meinen Artikel *Über den Brüsseler Freihandelskongress von 1847 und die Marxsche Rede* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1904, 2. Band, pag. 526 ff.

geringsten Teil an Marx. Denn die Ausführungen vor der Brüsseler *Demokratischen Gesellschaft* sollten gar nicht das sein, was täppischer Übereifer später nicht selten aus ihnen zu machen suchte: eine allseitige, erschöpfende wirtschaftsgeschichtliche Würdigung der freihändlerischen oder protektionistischen Handelspolitik. Die Rede ist vielmehr nichts als eine wohlbegründete Warnung vor Harmonieillusionen, wie sie schutzzöllnerische Interessenten ebenso gern wie Freihändler vorzubringen pflegen, mit denen aber damals gerade die Agitatoren der Manchesterschule vor den britischen und schliesslich vor den kontinentalen Arbeitern, zum Teil wohl wider besseres Wissen, prunkten, um eine vielleicht ganz fortschrittliche, aber jedenfalls rein bürgerliche Bewegung zugleich als soziale Klassenerlösung erscheinen zu lassen.

Als Marxschen, durchaus zutreffenden Grundgedanken könnte man dabei herauschälen: Keine bürgerliche Handelspolitik vermag, selbst wenn sie für die ökonomische Entwicklungsstufe und die internationale Stellung eines Staates qua bürgerlicher Staat noch so zweckentsprechend und fortschrittsfördernd ist, eine Erlösung für die Arbeiterklasse zu bedeuten, denn jede solche bürgerliche Handelspolitik lässt alle Grundlagen der kapitalistischen Produktion und damit das grundlegende Lohngesetz, die Enterbung des Arbeiters bei der Teilung zwischen Lohn und Mehrwert vollkommen unberührt. Wie gesagt, genau die gleichen prinzipiellen Entgegnungen hätte Marx in erster Linie gegen harmoniepredigende, das Ende aller Arbeiternot prophezeiende Schutzzöllner kehren können, wenn eben der Brüsseler Freihändlerkongress und das ganze öffentliche Milieu jener Tage nicht die Freihandelswortführer in den Vordergrund der Beachtung und damit naturgemäss auch der erwähnten Art der sozialistischen Kritik gerückt hätte. Soweit also dieser eine Teil des Marxschen Vortrages in betracht kommt, ist die spezielle Wendung gegen den Freihandel lediglich aus dem besonderen äusserlichen Anlass zu erklären; statt *Handelsfreiheit* könnte man hier stets ruhig *bürgerliche Handelspolitik* setzen, und deshalb ist es allerdings ganz unzulässig nach der Art konservativer Blätter aus dem einseitigen kritischen Angriff zu schliessen, dass der anderen Seite, dem Schutzzoll, eine bessere soziale Wirkung, irgendwelche Milderung oder gar Aufhebung der fundamentalen Klassengegensätze innerlich zuerkannt werde. Diese oder jene bürgerliche Handelspolitik, freihändlerisch oder protektionistisch, mag, soweit eine Handelspolitik überhaupt ihren verhältnismässig beschränkten Einfluss erstreckt, »die Produktivkräfte vermehren«, das »Wachstum der Industrie« fördern, die »Reste des Feudalismus zerstören«, die »Grossindustrie aufziehen«, der »Bourgeoisie als Klasse Geltung verschaffen«: immer bleibt mit gleicher durchschlagender Kraft der Druck des Kapitals gegen die Arbeit, die »Konkurrenz unter den angebotenen Händen«, das »Lohnminimum« als »natürlicher Preis der Arbeit«. Bis zu einem gewissen Grade wäre hiernach die Arbeiterklasse handelspolitisch indifferent, etwa in dem Sinne der deutschen Parteitagresolution von 1876:

»Der Kongress erklärt, dass die Sozialisten Deutschlands dem innerhalb der besitzenden Klassen ausgebrochenen Kampfe zwischen Schutzzoll und Freihandel fremd gegenüberstehen . . ., dass die Not der arbeitenden Klassen in den allgemeinen wirtschaftlichen Zuständen wurzelt . . .«

Jedoch kann man die kritische Kühle und Enthaltksamkeit — trotz mancher

Schwankungen im einzelnen haben Marx und Engels stets daran als Richtschnur festgehalten — niemals so weit treiben, dass man bis zur Aufhebung der heutigen Klassengegensätze, das heisst bis zum seligen Ende der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, die verschiedenen Interessengruppen der nicht-lohnarbeitenden Klassen ganz unter sich und ausschliesslich aus sich selber heraus den handelspolitischen Kurs festsetzen lässt. Hier wendet sich nun die Marxsche Rede gleichfalls geradewegs und folgerichtig dem entscheidenden Kern des ganzen Problems zu. Nicht einfach der Gesichtspunkt der allenfalls zu erwartender Verbilligung kann alsdann für die Stellungnahme der Arbeiterklasse den Ausschlag geben, denn dann wäre der Freihandel ja wohl stets, in allen kapitalistischen Ländern aller kapitalistischen Entwicklungsstufen, die massgebende Arbeiterpolitik. Gewiss könne man sich für »einen« Franken »weit mehr Dinge« als vorher verschaffen, wenn der Preis aller Waren gefallen sei. Aber der Arbeiter sei nicht, mag das Wirtschaftsleben auf und ab gehen, auf gleiches, festes Einkommen gesetzt. Sondern, ob er den Franken und überhaupt irgend welches Lohneinkommen und ein wie grosses Lohneinkommen er habe, hänge ab von der »Nachfrage nach Arbeitskräften«, und damit bis zu einem gewissen, bei Marx näher bestimmten Grade von der »Vermehrung der Produktivkräfte«, von dem »Wachstum der Industrie«.

»Wenn das Kapital stationär bleibt, wird die Industrie nicht nur stationär bleiben, sondern zurückgehen, und in diesem Falle wird der Arbeiter das erste Opfer sein. Er wird vor dem Kapitalisten zu grunde gehen . . . Die günstigste Bedingung für den Arbeiter ist das Anwachsen des Kapitals.«

Der *Vorwärts* hebt diese Stelle gleichfalls als entscheidend hervor, und bis hierher sind seine Ausführungen gegen die *Kreuzzeitung* unbedingt zutreffend. Und wenn weiter die *Kreuzzeitung* aus ihren Missverständnissen »planmässige Belügung« der Arbeiter durch die Sozialdemokratie herleitet — ich kenne den konservativen Artikel nur aus der sozialdemokratischen Gegenkritik —, so sind die kräftigen Worte der Verwahrung und Abwehr in unserem Berliner Parteiorgan durchaus angebracht.

Bei den anderen Darlegungen berücksichtigt jedoch der *Vorwärts* zu wenig, dass Marx und vor allem Engels die unter gewissen wirtschaftlichen Konstellationen vorwärtstreibende Kraft auch des Schutzzolles offen anerkannt und daraus alsdann abermals die richtigen Folgerungen für die politische Stellungnahme der Arbeiterklasse gezogen haben. Es gibt ebenso gut nationale Entwicklungsstufen und internationale Konkurrenzgestaltungen, angesichts deren der Schutzzoll das bewegungsbeschleunigende und der Freihandel das stationäre und reaktionäre Element bildet, wie es zweifellos Konstellationen gegeben hat und gibt, unter denen der Schutzzoll hemmend und der Freihandel antreibend wirkt: auf dieses, meines Erachtens ganz unumstössliche Ergebnis laufen in letzter Linie, von gelegentlichen agitatorisch einseitigen Übertreibungen des Augenblicks abgesehen, die Marx-Engelsschen Darlegungen immer wieder hinaus, wenn man sie in ihrer Gesamtheit und vor allem unter Heranziehung des literarischen Nachlasses betrachtet.²⁾

²⁾ Vergl. Friedrich Engels *Schutzzoll- oder Freihandelssystem*, abgedruckt im *Literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle*, 2. Band (Stuttgart 1902), pag. 429 ff., dazu die Vorbemerkung Franz Mehrings, loc. cit., pag. 377. Einige andere, hierher gehörige Stellen, die ich heute nicht nochmals wiederholen möchte, in meinem Artikel *Australische Zollpolitik und australische Arbeiter* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 596.

In der Brüsseler Rede prägt sich dies allerdings nicht durchgehend mit solcher Schärfe aus, um Missverständnisse unmöglich zu machen. Daher die noch immer recht beliebten, seit Jahrzehnten gedankenlos wiederholten Berufungen sogenannter *prinzipieller Freihändler* auf eben diese Rede. Wir alle haben es wohl schon als der Weisheit letzten Schluss lammesgeduldig mit anhören müssen: »Das System des Freihandels beschleunigt die soziale Revolution. Und nur in diesem revolutionären Sinne, meine Herren, stimme ich für den Freihandel.« Das steht allerdings in den letzten zwei Sätzen des Marx'schen Vortrages, aber vorher steht, wie wohl bemerkt werden darf, noch mancherlei anderes, und im Nachlass und in sonstigen Schriften unserer grossen Lehrmeister findet sich erst recht noch mancherlei ganz und gar anderes. Wie sich später noch zeigen wird, kann diese Schlussstelle, nach den von Marx selber vorausgeschickten Darlegungen und Äusserungen, gar nicht als international allgemein gültige, *prinzipielle* Auffassung sondern nur als auf bestimmte wirtschaftsgeschichtliche Voraussetzungen zugeschnittene Formel angesehen werden. Der *Vorwärts* geht in der Einschränkung sogar so weit: Marx habe an den bezeichnendsten Stellen der Rede immer nur das »England des Jahres 1848«, lediglich und speziell die damaligen »englischen Verhältnisse« im Auge gehabt.

Glücklicherweise finden wir, um das nachprüfen zu können, im Nachlass, fast genau für die gleiche Zeit, sehr ausgeprägte Urteile über die historische Bedeutung der damaligen kontinentalen, und zwar der deutschen Schutzzollströmung vor. Eines sei jedoch vorausbemerkt. Bekanntlich hatte sich der deutsche Zollvereinstarif mit den Jahren immer protektionistischer gestaltet, teils durch formale Verschärfungen, vor allem aber dadurch, dass die ursprünglich, meist in der Höhe von etwa 10%, nach dem Warenwerte berechneten absoluten Zollsätze mit den gerade damals rapiden Fortschritten der Herstellung und der Verbilligung der Waren zu immer höheren Wertprozenten angeschwollen waren, vor allem bei den, für den Handel wichtigsten Massenprodukten. Daher die bitteren Anklagen Dr. Bowrings in seinem Bericht von 1840 an die englische Regierung:

»Die Zölle [des Zollvereins] sind viel höher, als die preussische Regierung sie erheben zu wollen erklärte . . . Nicht nur variieren die Zölle auf Manufakte zwischen 20 und 80 %, statt zwischen 10 und 15, sondern es gibt auch eine grosse Mannigfaltigkeit von Waren, die von den preussischen Märkten ganz ausgeschlossen sind infolge der Erhöhung des Tarifs . . . Die Erhebungsart der Zölle drückt sehr schwer im Betrage auf grobe, weniger wertvolle und schwere Artikel. Diejenigen, welche am wenigsten einen hohen Zollsatz tragen können, sind am meisten besteuert . . . Dadurch sind Artikel von geringerer Qualität, welche von den meisten gebraucht werden und die meisten Käufer finden würden, von den Märkten des Zollvereins ausgeschlossen.«²⁾

Trotzdem genügten viele Zollhöhen der deutschen Industriebourgeoisie noch immer nicht. Die preussische Regierung, auf das Grundbesitzertum mit seinen Freihandelsinteressen gestützt, wurde wegen ihrer wirtschaftspolitischen Einsichtslosigkeit und Rückständigkeit bitter bekämpft; die ersten Konflikte in den vierziger Jahren zwischen aufstrebender liberaler Bourgeoisie und reaktionär

²⁾ Vergl. John Bowrings Bericht über den deutschen Zollverband an Lord Viscount Palmerston /London 1840/, deutsch von Dr. F. G. Buck. Näheres über den Charakter der Zollvereinschutzpolitik, dann über die bestimmenden innerdeutschen Interessengegensätze zwischen freihändlerischen Agrariern und Kleinbürgern und grossindustriellen Schutzzöllnern, ferner über die internationalen Interessenskonflikte zwischen aufkeimender deutscher und relativ hochstehender englischer Industrie in meinen *Grundzügen der Handelspolitik* /Berlin 1902/, pag. 68 bis 132.

widerstrebender Bureaukratie drehten sich wesentlich mit um die Zollfrage. Und so sehen wir denn — fast gleichzeitig mit Marx, den die englische Agitation zu seiner Brüsseler Kundgebung anregte — das zweite Ich von Marx, nämlich Friedrich Engels, zur deutschen Agitation das Wort ergreifen, in der *Deutschen Brüsseler Zeitung*. Natürlich als *prinzipieller Freihändler*, der nicht von Fall zu Fall und je nach den wechselnden tatsächlichen Voraussetzungen sondern unter allen modernstaatlichen Umständen im Freihandel den historischen Fortschritt und eine Notwendigkeit sieht? Hören wir zu:

„Sowie . . . die Herrschaft der [preussisch-deutschen] Mittelklassen begann, so musste auch in erster Reihe die Forderung hervortreten, dass die ganze Handelspolitik Deutschlands respektive des Zollvereins den unfähigen Händen deutscher Fürsten, ihrer Minister und hochmütigen, aber in Handels- und Industriesachen höchst geistesbeschränkten und unwissenden Bureaukraten entrissen und von denen abhängig gemacht und entschieden werde, die sowohl die nötige Einsicht, als das nächste Interesse bei der Sache besitzen. Mit anderen Worten: Die Frage der Schutz- und Differentialzölle oder des freien Handels [Freihandels] musste der alleinigen Entscheidung des Bürgertums anheimfallen. Der Vereinigte Landtag in Berlin hat der Regierung gezeigt, dass die Bourgeoisie weiss, was ihr not tut; bei den neulichen Zollverhandlungen ist dem Spandauer Regierungssystem in ziemlich klaren und bitteren Worten eröffnet worden, dass es unfähig ist die materiellen Interessen zu begreifen, zu schätzen und zu fördern . . . Soweit es für die Macht der letzteren [der deutschen Bourgeoisie] noch Zeit und Gelegenheit gibt, ist der Schutz der deutschen Industrie und des deutschen Handels die einzige Grundlage, auf der jene zu fussen vermag. Und was das Bürgertum gegenüber den deutschen Fürsten will und wollen muss, das wird es auch durchzusetzen wissen . . . Da aber, wie oben gesagt, die Bourgeoisie in Deutschland des Schutzes gegen das Ausland bedarf, um mit den mittelalterlichen Überresten einer Feudalaristokratie und dem modernen . . . von Gottes Gnaden aufzuräumen und ihr eigenstes, innerstes Wesen rein und lauter zur Entfaltung zu bringen, so hat auch die arbeitende Klasse ein Interesse an dem, was der Bourgeoisie zur ungeschmälerten Herrschaft verhilft.“

Man sieht, vom Freihandel als *Prinzip* ist hier wahrlich nichts mehr übrig geblieben. Während Marx für das damalige England im Freihandel die Vermehrung der Produktivkräfte, das Wachstum der Industrie erblickt, ist nach dem Urteil Engels' für das damalige Deutschland der Schutzzoll die entwicklungsfördernde Kraft und damit eine politische Notwendigkeit. Selbstverständlich warnt dabei Engels die Arbeiter in gleicher Weise vor Schutzzollillusionen wie Marx sich gegen Freihandelsillusionen kehrt. Selbstverständlich ändere der Schutzzoll — genau so wie der Freihandel — die inneren Klassengegensätze nicht und damit nicht die entscheidenden Kräfte der Lohnbildung und der Klassenlage — so wenig wie der Freihandel. Dennoch fährt Engels ganz konsequent für Deutschland fort:

„Dem Proletarier, dem Besitzlosen, könnte es also dem Anschein nach sehr gleichgültig sein, ob die Schutz- oder Freihandelsmänner das entscheidende Wort führen . . . Mit der Herrschaft des Bürgertums gelangen [jedoch] auch die Arbeiter, von den Verhältnissen getrieben, zu dem unendlich wichtigen Fortschritt, dass sie nicht mehr als einzelne, als höchstens ein paar Hunderte oder Tausende gegen das Bestehende auftreten und sich empören, sondern dass sie allesamt als eine Klasse mit ihren besonderen Interessen und Grundsätzen, ihrem letzten und schlinmsten Erbfeinde, der Bourgeoisie, nach gemeinsamem Plane und mit vereinter Macht zu Leibe rücken . . . Der Sieg der arbeitenden Klasse macht aller Klassen- und Kastenherrschaft für immer ein Ende.“

Ganz wie Marx in dem Plädoyer für den englischen Freihandel: Wenn die englischen Arbeiter, von allen heuchlerischen Harmonieeinbildungen unberührt, trotzdem sich den englischen Freihändlern gegen die Grundbesitzer ange-

schlossen haben, so geschah es, um die letzten Reste des Feudalismus zu zerstören und nur noch mit einem einzigen Feind zu tun zu haben . . . Man wird ebenso viele Vorhänge zerrissen haben, welche seinen [des englischen Arbeiters] Augen den wahrhaften Feind verhüllten . . . In diesem revolutionärem Sinne stimme ich [Marx] für den Freihandel« in England. Und in dem gleichen revolutionären Sinne, tönt es jetzt aus der *Deutschen Brüsseler Zeitung* heraus, stimme ich, Engels, für den Schutzzoll in Deutschland. Und die inhaltliche Zusammenfassung bei Mehring in der oben zitierten Nachlassausgabe ist vollkommen zutreffend:

»Marx und Engels beurteilten und entschieden diese Frage rein vom proletarisch-revolutionären Standpunkt aus. Sie gerieten deshalb in keinen Widerspruch mit einander sondern stimmten vielmehr vollkommen überein, wenn Engels in dem Artikel vom 10. Juni den deutschen Arbeitern riet den schutzzöllnerischen Flügel der deutschen Bourgeoisie zu unterstützen, während Marx in seiner wenig später gehaltenen Freihandelsrede in revolutionärem Sinne für den Freihandel stimmte und die englischen Arbeiter lobte, weil sie dem Freihändlern zum Siege verholfen hätten. Der entscheidende Gesichtspunkt in beiden Fällen war eben der, dass die Arbeiterklasse in höchstem Grade daran interessiert war der Bourgeoisie zum Siege über historisch rückständigere Klassen zu verhelfen, um nur noch einen Gegner sich gegenüber und das Feld zum letzten Kampfe frei zu haben. Auf der damaligen Stufe ihrer Entwicklung bedurfte die deutsche Industrie der Schutzzölle, wenn sie die Kraft zur Besiegung des König- und Junkertums erlangen sollte, während die englische Industrie auf der damaligen Stufe ihrer Entwicklung den Freihandel als Bahnbrecher ihrer Alleinherrschaft brauchte. So ergänzt der kleine Aufsatz von Engels in wünschenswertester Weise die Freihandelsrede von Marx, die bekanntlich oft von den Brotwucherern durch Pressung oder Verdrehung einzelner Sätze für ihre erhabenen Zwecke auszunutzen versucht worden ist.«

Aber nicht minder hat Rosa Luxemburg in dem ersten Satzteil recht, wenn sie im *Vorwärts* vom 9. November 1902 in ihrer Besprechung des Marx-nachlasses schrieb:

»Auch zwei Fragen der praktischen Politik des Sozialismus hebt Mehring hervor, die von Marx und Engels in den vierziger Jahren ganz anders beurteilt wurden als es heute in der Sozialdemokratie geschieht, und die von den Verfassern des *Kommunistischen Manifests* selber später revidiert worden sind. Es sind dies: die Frage des Schutzzolls und der Zehnstundenbill.« Irrig ist meines Erachtens hierbei nur, dass Marx-Engels ihre handelspolitische Grundanschauung »später revidiert« hätten. Wo denn? Als Engels in seinem Greisenalter, im Jahre 1888 das Ende der amerikanischen Schutzzollpolitik gekommen glaubte — mit der Richtigkeit dieser Tatsacheneinschätzung haben wir hier nicht zu tun sondern nur mit der prinzipiellen Auffassung, ob immer nur der Freihandel oder unter Umständen auch der Schutzzoll den ökonomisch-sozialen Fortschritt beschleunigen könne —, wiederholte er gleichzeitig seine Anerkennung der schutzzöllnerischen Schnellzugsfahrt im Gegensatz zum freihändlerischen Bummelzug; die jahrzehntelangen Konsumentenopfer für den Schutzzoll schienen ihm nicht umsonst gebracht, sie schienen ihm nur 1888 nicht mehr nötig.⁴⁾ Das ist, noch für die jüngsten Verhältnisse der Union, ganz die gleiche wirtschaftsgeschichtliche Würdigung des Schutzzolls wie seinerzeit für die früheren Verhältnisse des Zollvereins. Engels ist durchaus seiner opportunistischen, je nach den wechselnden Voraussetzungen wechselnden handelspolitischen Stellungnahme treu geblieben; vom prinzipiellen Freihändler, der allen kapitalistischen Staaten, trotz des ver-

⁴⁾ Vergl. oben Note 2 respektive den dort zitierten Artikel, pag. 596.

schiedensten Entwicklungsgrades und Milieus die gleiche internationale Handelsfreiheit empfindet, ist auch hier nicht das geringste zu spüren, noch im Jahre 1888. Auf irgendwelche spätere Äusserung wüsste ich mich nicht zu besinnen.

Nun enthält aber die Marxsche Freihandelsrede selber ein paar plötzlich auftauchende Bemerkungen, die uns auch Marx auf ganz dem gleichen grundsätzlichen Standpunkt wie Engels zeigen, so dass vollends jeder Anhalt schwindet sich für eine prinzipielle, international allgemeine Freihandelsparteinahme auf Marx zu berufen. So recht organisch wollen sich freilich die betreffenden Stellen nicht in den geschlossenen Gedankengang des Vortrags einfügen, und man gewinnt fast den Eindruck, als seien sie nachträgliche Anhängsel und Einschübsel. Denn mit einem Male, ganz unvermittelt heisst es, gleich vor dem vielzitierten Schlusssatz, dass »das« System der Handelsfreiheit die soziale Revolution beschleunige und ihm »nur in diesem revolutionären Sinne« zuzustimmen sei:

»Übrigen ist das Schutzzollsystem nur ein Mittel in einem Lande die Grossindustrie aufzuziehen . . . Ausserdem entwickelt das Schutzzollsystem die freie Konkurrenz im Innern eines Landes. Deshalb sehen wir, dass in den Ländern, wo die Bourgeoisie anfängt sich als Klasse Geltung zu verschaffen, wie zum Beispiel in Deutschland, sie grosse Anstrengungen macht, um Schutzzölle zu bekommen. Dieselben sind für sie Waffen gegen den Feudalismus und die absolute Staatsgewalt, sie sind für sie ein Mittel ihre Kräfte zu konzentrieren und den Freihandel im Innern des Landes selbst zu realisieren.«

Das ist in den Grundzügen ganz die geschilderte Engelssche Auffassung der deutschen Schutzzollbewegung in den vierziger Jahren. Nur die Folgerungen bleiben dann in dem Brüsseler Vortrag aus. Noch mehr — und deshalb wird man den Eindruck eines nachträglichen Einschübsels nicht los —, der unvermittelt neubegonnene Gedankengang knickt mit einem Male, abermals ganz unvermittelt, wieder um und kehrt ganz in das alte Geleis wieder zurück.

»Aber«, heisst es sofort weiter, »im allgemeinen« sei heutzutage das Schutzzollsystem doch wohl »konservativ«, das Freihandelssystem jedoch wirke »zerstörend«, nationalitätenzersetzend und die Klassengegensätze auf die Spitze treibend, deshalb »stimme ich für den Freihandel«. Gerade sehr einheitlich wirkt das nicht. Aber gleichviel, die fortschrittsfördernde historische Rolle des Schutzzolls, für Länder auf gewisser Entwicklungsstufe, ist hier gleichfalls anerkannt, die *prinzipielle* Anerkennung des Freihandels als unter allen Umständen die soziale Entwicklung beschleunigend ist hier gleichfalls preisgegeben. Je nach dem!

Zugestehen kann man dem *Vorwärts* allerdings das eine, dass die letzterwähnten Stellen schwer mit den Marxschen Aufzeichnungen für den Brüsseler Ökonomenkongress selber in Einklang zu bringen sind. Da man aber im Zweifelsfall stets das spätere Urteil als das reifere und reiflicher erwogene anzusehen hat, so lohnt es kaum, hierüber noch zu streiten.

Noch viel später, nämlich im *Kapital*, hat Marx nochmals in folgender Weise über den Schutzzoll und sonstige Staatseingriffe zu gunsten der heimischen Produktion geurteilt:

»Das Protektionssystem in seinen Ursprüngen erstrebt die Fabrikation von Kapitalisten im Mutterland. Es wird später eine temporäre Notwendigkeit im internationalen Konkurrenzkampf. Welches aber immer sein Motiv, die Folgen bleiben die selben.«⁴⁾

⁴⁾ Vergl. Karl Marx *Das Kapital*, 1. Band, 4. Auflage /Hamburg 1890, pag. 730.

AUGUST ERDMANN · MÜNCHEN-GLADBACH



ALS nach dem Fall des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 die Reichstagswahlen der Sozialdemokratie einen so gewaltigen Zuwachs an Wählerstimmen brachte (von 763 000 auf 1 427 000), fuhr dieser Wahlausfall den bürgerlichen Parteien arg in die Glieder, und ängstlich fragte man sich, da nun auch die gesetzlichen Hemmnisse fortfielen, was denn weiter werden solle. Die Ultramontanen hielten die Zeit für gekommen sich als die Retter in der Not zu empfehlen, das Zentrum und die Kirche als die Mächte anzupreisen, deren vereinigtem Wirken der Sieg über den Umsturz gelingen müsse. Die *Christlichsozialen Blätter* schrieben: »Deutschland wird in Europa den schwersten Anstoss der internationalen Revolution auszuhalten haben. In dieser Mitte steht wohlorganisiert und in jeder Weise aufs beste ausgerüstet die stärkste sozialistische Macht, die Europa aufzuweisen hat, unter klugen berechnenden Führern; sie ist heute das anerkannte Haupt des internationalen Sozialismus und für dessen Vordringen bestimmend. Dieser Partei steht als Volkspartei nur eine Volksmacht von überragender Bedeutung entgegen: die Katholiken und die Zentrumspartei. Soll der Sozialismus an der Stätte überwunden werden, wo er allein überwunden werden kann, im Volke selbst, dann ist dies nur auf dem von den Katholiken und dem Zentrum mit Entschiedenheit betretenen Wege möglich. Dies ist die Lage, die Schlussfolgerungen ergeben sich von selbst.«

Kaiser Wilhelm II. hatte dem Papst die Tagesordnung der internationalen Arbeiterschuttkonferenz mitgeteilt. In seiner Antwort wies Leo XIII. darauf hin, dass die glückliche Lösung einer so bedeutungsvollen Frage, abgesehen von dem weisen Eingreifen der bürgerlichen Gewalt, auch der mächtigen Beihilfe der Religion und der wohlthätigen Aktion der Kirche bedürfe:

»Die Religion wird den Arbeitgeber lehren im Arbeiter die Menschenwürde zu achten, ihn gerecht und billig zu behandeln; sie wird dem Gewissen des Arbeiters das Gefühl der Pflicht und der Treue einprägen und ihn sittlich, nüchtern und ehrenhaft machen. Weil die Gesellschaft die religiösen Grundsätze aus dem Auge verloren, vernachlässigt und verkannt hat, sieht sie sich bis in ihre Grundlagen erschüttert; diese Grundsätze wieder zum Bewusstsein zu bringen und in Kraft zu setzen, das ist das einzige Mittel die Grundlagen der Gesellschaft wieder herzustellen, ihr Frieden, Ordnung und Wohlfahrt zu verbürgen.«

Der Papst wandte sich an die Bischöfe, wies sie hin auf die Bedeutung der sozialen Frage, die Gefahr des Umsturzes und die Pflicht ihr entgegenzuarbeiten; die preussischen Bischöfe erliessen von Fulda aus eine gemeinsame Kundgebung, und keiner von ihnen versäumte es in einem Hirten schreiben nochmals besonders auf die Zeichen der Zeit, wie sie sich im Überhandnehmen des Sozialismus offenbarten, hinzuweisen. Im Mai 1891 erschien dann das päpstliche Rundschreiben *Rerum novarum*, die sogenannte *Arbeiterencyklika*, worin das Oberhaupt der römischen Kirche die Stellung des Katholizismus zur sozialen Frage darlegte. Der Papst sagt darin dem »unersättlichen Kapitalismus« und dem »gierigen Wucher« einige verurteilende Worte: er erinnert die Arbeitgeber an ihre Christenpflicht in der Behandlung und Entlohnung der Arbeiter; ermahnt diese zum Gehorsam, zum Fleiss, zur Sparsamkeit und Frömmigkeit; weist dem Staat die Aufgabe gesetzlicher Fürsorge gegenüber den Armen und Schwachen zu: alles in unbestimmten Wendungen und unter Beobachtung jener Regel, dass nichts gesagt wird, was nach irgend einer Seite hin verpflichtet, und alles so ausgedrückt wird, dass immer noch eine andere Deutung möglich ist. Nur über folgendes äussert sich der Papst mit aller wünschenswerten Klarheit und Entschiedenheit: die

Heiligkeit des Privateigentums, den Unterschied von Reich und Arm als gottgewollte Ordnung, die Verwerflichkeit des Sozialismus als Lehre jener »wühlerischen Partei«, die »Aufregung und Empörung« unter den Massen verbreitet, und endlich die Unentbehrlichkeit der Religion, des Christentums, der Kirche bei allem, was der Gesellschaft und dem einzelnen zum Heile dienen soll.

Noch ehe die päpstliche Kundgebung die katholische Christenheit an ihre Pflicht gegenüber dem Sozialismus erinnert hatte, war dem Zentrum zum Bewusstsein gekommen, dass es ausserordentlicher Leistungen bedürfe, um der sozialistischen Gefahr, die sich den ultramontanen Gefilden in bedrohlicher Weise näherte, zu begegnen. Im November 1890 erging in der Zentrums-*Zeitung* ein *Aufruf an das katholische Volk*, der die Gründung des *Volksvereins für das katholische Deutschland* ankündete. Dass das ultramontane Unternehmen auf den Wahlerfolg der Sozialdemokratie zurückzuführen und lediglich zur Bekämpfung dieser Partei bestimmt war, ergibt sich aus den Einleitungsworten des Aufrufs, worin es heisst:

»Schwere Irrtümer und bedauerliche Umsturzpläne treten überall in die Erscheinung; die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung ist in ihrer Grundlage bedroht. Die Sozialdemokratie ist es vor allem, die diese Irrlehren nicht nur verbreiten sondern auch praktisch einführen will. Wohl fühlt sie, dass im katholischen Volke Deutschlands der stärkste Widersacher gegen derartige Bestrebungen vorhanden ist; deshalb hat sie auf dem Parteitag zu Halle dem Katholizismus förmlich den Krieg erklärt. Es ist darum dringend geboten dem anrückenden Feinde mit vereinter und fest organisierter Kraft furchtlos entgegenzutreten.« Deshalb, so fährt der Aufruf fort, seien katholische Männer aus allen Teilen Deutschlands zu wiederholter ernster Beratung zusammengekommen und nach reiflicher Überlegung zu dem Entschluss gelangt einen Verein zu gründen, dessen Zweck es sei »die Irrtümer und Umsturzbewegungen auf sozialem Gebiete zu bekämpfen und die christliche Gesellschaftsordnung zu verteidigen.« Dann aber wolle der Verein auch »Förderung und Betätigung der richtigen Grundsätze auf sozialem Gebiete«; namentlich wolle er, »dass Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich immer mehr der ihnen in den gegenseitigen Beziehungen obliegenden Pflichten bewusst werden, und dass die Erkenntnis der *Interessengemeinschaft* beider Teile sich immer mehr Bahn breche«. Es wird sodann auf die Fuldaer Kundgebung der preussischen Bischöfe, auf den zu erwartenden Beifall des Papstes und das Vertrauen des deutschen Kaisers zum christlichen Geist seines Volkes hingewiesen. Zum Schluss heisst es:

»Darum sammle dich, katholisches Volk, erprobt in Opfersinn und Treue gegen Kirche und Vaterland! Sammle dich zur Verteidigung der christlichen Gesellschaft. Schütze Thron und Altar, Haus und Herd! Alle Stände, hoch und niedrig. Geistliche wie Laien, Arbeitgeber und Arbeiter, sollen sich in dem einen Verein zusammenfinden, um dem einbrechenden Feinde zu wehren, die Irrenden zu belehren, die Schwankenden zu stützen und den Eifer der Treue noch mehr zu erwärmen. So wird dem Volke der heilige Glaube erhalten, und das ist die wichtigste, die grösste soziale Tat!«

So entstand der *Volksverein für das katholische Deutschland*, das *Vermächtnis Windthorst's*, wie man ihn nach dem ultramontanen Parteiführer, der mit besonderem Eifer für das Unternehmen eintrat, zu nennen liebt. Als Zentrale des Volksvereins wurde München-Gladbach bestimmt. Der industrielle Westen kam wegen der zahlreichen Arbeiterschaft, wegen der wertvollen städtischen Mandate, die hier das Zentrum für die Parlamente und die Gemeindevertretungen zu behaupten hat, in erster Linie in betracht. Weshalb gerade

München-Gladbach gewählt wurde, darüber heisst es in der ersten Nummer des Jahrgangs 1907 der Zeitschrift des Volksvereins:

»Als Windthorst den *Volksverein* gründete, da hatte München-Gladbach schon einen Ruf. Und zwar auf sozialem Gebiet. Der bekannte *Verband sozial denkender katholischer Industrieller Arbeiterwohl* hatte hier, wo sein Vorsitzender Franz Brandts wohnte, seinen Sitz. Hier darum auch lange — von den siebziger bis in die neunziger Jahre — das Feld praktischer Versuche. Im Schatten des Sankt Josefs-hauses, wo Brandts seine Wohnung und die Wohlfahrtseinrichtungen seiner Fabrik hatte, wo Hitze, der Generalsekretär vom *Arbeiterwohl*, aus- und einging, sprossen die Keime unserer heutigen sozialen Arbeit auf. Hier war die Pflanzschule, das Laboratorium. Die Gedanken der Arbeitervereine, der Arbeiterinnenvereine, der gesetzlichen Versicherungen, ja selbst der schüchterne Keim der Gewerkschafts-idee brach hier aus dem Boden. Windthorst kannte diese Tätigkeit und hatte Vertrauen zu ihr. Als er darum den *Volksverein* gründete, bestand er darauf, dass sein Sitz nach München-Gladbach und seine Leitung in die Hände von Brandts komme.«

Die Zentralstelle des *Volksvereins* besitzt einen Stab von Beamten, die, wie Generaldirektor Pieper es ausdrückt, »die gesamte soziale und apologetische Fachliteratur ausnutzen, um dann in Vorträgen auf Vereinsversammlungen, in literarischen Veröffentlichungen jeder Art, in Auskunftserteilung usw. die Goldbarren der wissenschaftlichen Forschung und die Ergebnisse praktischer Arbeit in leicht kursierende kleine Münze umzuprägen«. Mitte 1907 waren an der Zentralstelle des *Volksvereins* 13 akademisch gebildete, literarisch tätige Beamte, teils Geistliche teils Laien, angestellt; 32 Kräfte sind tätig im Buchhandel, der Korrespondenz, der Expedition, der Buch- und Kassenführung. An der Spitze der Zentralstelle steht ein Generaldirektor mit zwei Direktoren (Brauns und Hohn). Unter den Beamten ist eine regelrechte Arbeitsleistung durchgeführt; mit der Behandlung der Agrarfrage, der Arbeiterfrage, der Mittelstandsfrage usw. sind je einer oder mehrere Beamte betraut. Alle vierzehn Tage und nach Bedürfnis auch öfter tauschen sie in Konferenzen ihre Erfahrungen aus, besprechen gemeinsame Massnahmen, literarische Pläne usw. Nach den heutigen Statuten ist der Zweck des *Volksvereins* »die Förderung der christlichen Ordnung in der Gesellschaft, insbesondere Belehrung des deutschen Volkes über die aus der neuzeitlichen Entwicklung erwachsenen sozialen Aufgaben und die Schulung zur praktischen Mitarbeit an der geistigen und wirtschaftlichen Hebung aller Berufsstände«. Zugleich will der Verein »die Angriffe auf die religiösen Grundlagen der Gesellschaft zurückweisen und die Irrtümer und Umsturzbestrebungen auf sozialem Gebiete bekämpfen«. Dieser Zweck soll erreicht werden durch die Gewinnung von Mitgliedern an allen Orten und die Bestellung von Vertrauensmännern, Geschäftsführern, Bezirks- und Landesvertretern zum Zwecke eines regen Verkehrs untereinander im Sinne der Satzungen; durch die Veranstaltung von Versammlungen, Konferenzen und Kursen; durch die Herausgabe und allgemeine Verbreitung von Aufrufen, Flugblättern und Büchern; durch die Abfassung von Beiträgen für die Tagespresse; durch die Ausbildung von Rednern, Schriftstellern und praktischen Hilfskräften für soziale und gemeinnützige Arbeit; durch die Förderung von Veranstaltungen und Einrichtungen im Sinne der Vereinszwecke; durch die Sammlung von wissenschaftlichem und praktischem Material zu vorgenannten Zwecken und die Erteilung von einschlägigen Auskünften.

Wie in dem Namen so ist auch in den Satzungen jede Beziehung auf das

Zentrum vermieden. Und doch ist der *Volksverein* seiner Leitung, seinen Grundsätzen und seiner Tätigkeit nach nichts als eine Organisation des Zentrums. Seinen Vorstand bilden Fabrikbesitzer Franz Brandts als erster, Justizrat Karl Trimborn als zweiter Vorsitzender, Professor Hitze als Schriftführer, Dr. Pieper als Generaldirektor und Bankier Elkan als Schatzmeister. Alle Genannte, der Schatzmeister mit dem jüdischen Namen eingeschlossen, sind Zentrumsleute, darunter drei als Reichstags- und Landtagsabgeordnete hervorragend politisch tätig. Von sonstigen namhaften Zentrumsleuten sitzen im Vorstand die Herren Graf Ballestrem, Gröber, Spahn, Porsch, Schädler, Pichler, Orterer; im übrigen besteht der Vorstand wesentlich aus Geistlichen, an deren Zentrumstreue kein Zweifel ist. Schon diese Personalgemeinschaft der leitenden Stellen gibt die Gewähr, dass der *Volksverein*, wo er in das öffentliche Leben eingreift, dies nur im Sinne und zum Nutzen des Zentrums tun wird. In viererlei Weise kommt die Tätigkeit des *Volksvereins* dem Zentrum zu gute: durch seine Organisation, durch seine Volksversammlungen, durch seine Literatur und durch sein Wirken auf dem Gebiet des Arbeitervereinswesens.

Die Organisation des *Volksvereins* mit ihrem weitverzweigten Vertrauensmännersystem steht vollständig im Dienste des Zentrums. Es hat lange gedauert, bis das Zentrum sich eine Organisation schuf. Es gab eine Zentrumsfraktion im Reiche wie in Preussen, die, ohne die Wählerschaft zu fragen, ein Programm für sich aufstellte; es gab im Lande zahlreiche katholische Vereine, deren Leiter, ebenfalls ohne Rücksicht auf die Wählerschaft, die Parteigeschäfte besorgten und bei besonderen Gelegenheiten aus sich heraus Wahlkomitees und sonstige Einrichtungen ins Leben riefen. Eine den Kern der Wählerschaft umfassende Parteiorganisation mit verschiedenen Abstufungen leitender Stellen war nicht vorhanden. Die Besorgung der Parteianglegenheiten lag und liegt zum Teil noch in den Händen enger Kreise, in erster Linie der Geistlichen, der Abgeordneten und ihrer Sippe. Das ist in den letzten Jahren anders geworden. Die Provinzen haben ihre Provinzialausschüsse und die Kreise ihre Wahlkomitees, an deren Zusammensetzung die Wählerschaft, wenn auch noch erst in geringem Masse, beteiligt ist. Aber damit war nur das Gerippe der Organisation geschaffen, dem erst durch den *Volksverein* Fleisch und Blut gegeben wurde. Der *Volksverein* ist folgendermassen organisiert: An der Spitze der einzelnen Landesteile oder Diözesen stehen Landes- oder Diözesenvertreter, die jährlich mit dem Vorstände zu einer Konferenz zusammentreten und das Jahresprogramm feststellen. Sie halten Konferenzen ab mit den Geschäftsführern, die für die einzelnen Städte oder ländlichen Kreise aufgestellt werden. Die Geschäftsführer wiederum organisieren die Vertrauensmänner, von denen Mitte 1907 rund 18 000 im Dienst des *Volksvereins* standen. Die Vertrauensmänner, denen eine Strasse oder eine Häusergruppe von 20 bis 40 katholischen Familien untersteht, konferieren mehrmals im Jahre, wobei Bericht erstattet wird über den Erfolg der Werbearbeit, und örtliche Massnahmen zur Verwirklichung der Aufgaben des *Volksvereins* beraten werden. Dieser sorgsam ausgearbeitete und zu pünktlicher Verrichtung geübte Apparat steht völlig im Dienst des Zentrums, das dadurch bei Wahlen und anderen politischen Veranstaltungen eine Hilfsmannschaft wie keine andere Partei zur Verfügung hat. Mit Genugtuung wurde jüngst auf einem westfälischen Zentrumsparteitage verkündet, dass in Gelsenkirchen der Partei 1000 solcher Vertrauensmänner zur

Verfügung seien, und dass in Iserlohn auf 8 Zentrumswähler ein Vertrauensmann komme. Der Vertrauensmann des *Volksvereins* ist ebenso sehr Vertrauensmann des Zentrums, der im Dienste dieser Partei die so wertvolle politische Kleinarbeit als Schlepper bei Wahlen, Flugblattverbreiter usw. verrichtet.

Die *Volksversammlungen* des *Volksvereins*, von denen vom 1. Juli 1906 bis zum 31. Juni 1907 rund 2500 stattfanden, dienen samt und sonders der Agitation für die Zentrumsache; in ihnen wird Zentrumspolitik und nichts anderes getrieben, auch dann, wenn das Thema unpolitisch lautet, und die klerikale Parteipolitik unter dem unverfänglichen Titel *christliche Weltanschauung* in die Tagesordnung eingeschmuggelt wird. Der *Volksverein* fasst seine Aufgabe in doppeltem Sinn auf, in einem negativen: Abwehr der sozialen Irrtümer, und in einem positiven: Förderung der christlichen Sozialreform. Politisch ausgedrückt heisst das: Bekämpfung der Sozialdemokratie und Agitation für das Zentrum, denn nur dieses treibt *christliche Sozialpolitik* und kommt — wie das Zentrum selber sagt — für das katholische Volk als politische Vertretung in betracht. Und so dienen auch seine Volksversammlungen diesem doppelten politischen Zweck, wobei je nach den Umständen einmal mehr die Bekämpfung der Sozialdemokratie, ein andermal mehr die Verherrlichung des Zentrums in den Vordergrund tritt, und es endlich auch nicht ausgeschlossen ist, dass der Liberalismus auch gelegentlich sein Teil abkriegt. Wie es in einer Schrift des Generaldirektors Dr. Pieper heisst, werden durch diese »Volksversammlungen in Stadt und Land, von Zeit zu Zeit für ganze Bezirke immer wieder neue Wellenkreise in die Öffentlichkeit geschlagen und kann dadurch der wirksamste Einfluss auf die öffentliche Meinung ausgeübt werden. Vorstösse der Gegner, besonders der Sozialdemokratie, werden in solchen Versammlungen möglichst sofort, gegebenen Falles durch Versammlungen an sämtlichen Orten eines Bezirkes innerhalb weniger Wochen erledigt. Erst seitdem der *Volksverein* mit seinen regelmässigen Versammlungen aufgetreten ist, sind katholische Volksversammlungen eine dauernde Erscheinung in Deutschland geworden«; und zwar, wie hinzugefügt sein mag, alles zur höheren Ehre und zum Besten des Zentrums.

Der Zentrumspolitik dient sodann die umfangreiche literarische Tätigkeit, die von der Zentralstelle des *Volksvereins* in München-Gladbach ausgeübt wird, und deren zahlreiche Erzeugnisse teils der Aneiferung der Mitglieder zur Mitarbeit an den Vereinsaufgaben dienen — wie beispielsweise die jährlich 3mal erscheinende Vereinskraft *Volksverein* — teils der Massenverbreitung des Vereinsgedankens: Bekämpfung der Sozialdemokratie und Agitation für das Zentrum (Flugblätter), ferner der Einwirkung auf die ultramontane Partei- und Arbeitervereinspresse (Korrespondenzen), sodann der Belehrung und Bildung der in katholischen und christlichen Arbeiterorganisationen tätigen Personen (Vortragsentwürfe, Schriften, Bücher).

Bisher hat der *Volksverein* 95 Flugblätter herausgegeben; Mitte 1907 verbreitete er 45 sozialpolitische, 5 apologetische und 10 gemeinnützige Flugblätter, ausserdem noch 6 Agitationsflugblätter. Die Gesamtmasse der von München-Gladbach ausgegangenen Flugblätter beträgt 43 Millionen. Während die sozialpolitischen Flugblätter im allgemeinen sachlich gehalten sind, stehen die Agitationsflugblätter, die vielfach bei Wahlen benutzt werden, auf der aller-

tiefsten Stufe des politischen Meinungskampfes. Die sozialpolitischen Flugblätter behandeln die Arbeiter-, Agrar- und Mittelstandsfrage, Zölle und Steuern usw. Worauf sie hinzielen, lassen schon die Titel erkennen: *Darf ein katholischer Arbeiter Sozialdemokrat sein?*, *Die arbeiterfreundliche Sozialdemokratie in ihrer wahren Gestalt*, *Wie stellt sich die Sozialdemokratie zu den landwirtschaftlichen Fragen?*, *Was hat das Zentrum für die Arbeiter getan?*, *Ist das Zentrum arbeiterfreundlich?*, *Warum die katholischen Landwirte dem Zentrum treu bleiben müssen* usw.

Die beiden für die Presse bestimmten Korrespondenzen — eine sozialpolitische und eine apologetische — geben nach Pieper Gelegenheit »Tag für Tag zu Millionen von Lesern zu sprechen, zu neu auftauchenden Fragen, insbesondere Angriffen von gegnerischer Seite, sofort Stellung zu nehmen, auf gegnerische Angriffe sofort zu erwidern, daneben aber auch werbend und belehrend in Stadt und Land anzuregen und zu unterrichten«; selbstverständlich immer zur höheren Ehre des Zentrums.

Die unter dem Gesamttitel *Soziale Tagesfragen* herausgegebenen Hefte, von denen bis Mitte 1907 bereits 122 000 Exemplare verbreitet waren, behandeln Bildungsfragen, soziale Konferenzen, Handwerkerorganisationen, Arbeiterversicherung, Gemeindepolitik, Arbeiterpolitik, Zollpolitik des Zentrums und der Sozialdemokratie, Finanzfragen usw. Die Hefte der *Apologetischen Tagesfragen* behandeln moderne Grundfragen der christlichen Welt- und Lebensanschauung. Auch die Vortragsentwürfe zerfallen in eine soziale und apologetische Serie. Ausserdem gibt der *Volksverein* für die katholischen Arbeiter-, Gesellen-, Jugend- und Arbeiterinnenvereine eine *Präsidialkorrespondenz* und für die »Kreise der Gebildeten« eine Monatsschrift *Soziale Kultur* heraus.

In ganz hervorragendem Masse kommt dem Zentrum der *Volksverein* ferner zu statten durch seine Tätigkeit auf dem Gebiet des Arbeitervereinswesens durch Errichtung von Volksbureaus und Arbeitersekretariaten — natürlich auf katholischer Grundlage — deren Leiter und Beamte selbstverständlich zugleich eifrige Zentrumsagitatoren abgeben. Er wirkt eifrig mit an der Organisation der katholischen Arbeiter, Arbeiterinnen, Dienstboten, Jünglinge in konfessionellen Vereinen, und ebenso eifrig ist er tätig in der Förderung der christlichen Gewerkevereinsache. Man kann sagen, dass der Einfluss, den das Zentrum gegenwärtig unter der katholischen Arbeiterschaft noch hat, ohne Einschränkung dem Wirken der Herren der Zentralstelle des *Volksvereins* zu danken ist. Es kommt hierbei nicht nur die Tätigkeit in der Gründung und dem Ausbau der Arbeiterorganisationen in betracht sondern viel mehr noch die von München-Gladbach betriebene geistige Beeinflussung des katholischen Arbeitervereinswesens. Dazu dient zum Teil die vorstehend schon erwähnte literarische Tätigkeit der Zentralstelle, besonders aber das sorgsam ausgearbeitete und gut gepflegte System der Bildungskurse, durch die der *Volksverein* zur Erziehungsanstalt der Beamten und Agitatoren für das ultramontane Arbeitervereinswesen geworden ist.

Von 1892 bis 1900 wurden jedes Jahr praktisch soziale Kurse von 8 bis 14 Tagen Dauer in verschiedenen Landesteilen abgehalten. Diese wurden dann ersetzt durch 8tägige soziale Ferienkurse, die in München-Gladbach stattfanden. Seit dem Jahre 1907 behandelt der soziale Ferienkursus während einer Woche praktische Fragen aus einzelnen sozialen Gebieten, daneben findet dann ein 8tägiger

staatswissenschaftlicher Kursus zur Behandlung grundlegender Fragen statt. In den einzelnen Landesbezirken werden seit dem Jahre 1905 jährlich mehrere 3- oder 1tägige soziale Kurse abgehalten, die soziale Tagesfragen aus der Arbeiter-, Agrar- und Mittelstandspolitik erörtern. In München-Gladbach sind als Sonderveranstaltungen seit dem Jahre 1907 8tägige soziale Kurse für selbständige Handwerker, Kaufleute und Landwirte und sodann der namentlich für das Arbeitervereinswesen wichtige volkswirtschaftliche Kursus für Arbeiter und Gesellen, der sich auf die Dauer von 2 Monaten erstreckt, eingerichtet. Die Kursusteilnehmer werden angehalten in ihren engeren Bezirken soziale Konferenzen für Geistliche und Laien, die monatlich tagen, weiter für die Vertrauensmänner des *Volksvereins* sowie für die in den katholischen Arbeiter- und Gesellenvereinen und christlichen Gewerkschaften führenden Männer soziale und apologetische Unterrichtskurse zu gründen. So wird von München-Gladbach aus durch die sozialen und volkswirtschaftlichen Kurse der Zentrumsgeist in die gesamte katholische und christliche Arbeiterbewegung geleitet.

Man erkennt aus alledem die Bedeutung des katholischen *Volksvereins* für die Zentrumsache. Wie weit sich die Wirkung seines geistigen Mittelpunktes: der Zentralstelle in München-Gladbach, erstreckt, und in welchem Sinne deren Aufgabe betrieben wird, davon gibt die Art Kenntnis, wie die Vereinszeitschrift in der ersten Nummer des Jahrgangs 1907 die Wirksamkeit der vom Verein unterhaltenen *Sozialen Auskunftstelle* schildert:

»Was wird gefragt? Wie man am Orte eine Innung lebendig machen kann, die nicht vorwärts kommt. Was man für einen Jünglingsverein tun soll, der noch klein ist. Wie man Arbeiterinnen organisiert. Woher man Stoff zu einem Vortrage über neue Steuern nehmen soll. Hier ist ein Flugblatt nötig über die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion. Hier verbreiten die Gegner ein Flugblatt *Steuerzettel und Kanonen*, haben Sie eine passende Antwort? Ist es wahr, dass Graf Strachwitz sich gegen das Wahlrecht ausgesprochen hat? Wo hat sich das Zentrum für die Verbesserung des Wahlrechts ausgesprochen? Hier sind wir bei der letzten Stadtverordnetenwahl durchgefallen, was ist da nach Ihrer Ansicht am nötigsten? Was halten Sie von der Broschüre Bernsteins gegen Brunhüber? Bitte um Material über die Witwen- und Waisenversicherung. Ich möchte für die hiesigen Schiffer etwas tun. Auch die Strassenbahner müssen organisiert werden usw.«

Es gibt, wie man sieht, kein Gebiet des öffentlichen Lebens, auf dem der *Volksverein* nicht tätig ist, keine Frage der klerikalen Politik, in der er nicht zu Rate gezogen wird. Er ist der braven Zentrumshausfrau ein sehr tüchtiges und brauchbares Mädchen für alles. Gegenwärtig zählt der Verein rund 600 000 Mitglieder. Er stellt an diese Mitglieder weiter keine Ansprüche, als dass sie jährlich 1 Mark Beitrag zahlen, wofür sie die kleine Vereinszeitschrift umsonst erhalten. Sonstige Verpflichtungen haben die Mitglieder nicht, da regelmässige Sitzungen, Versammlungen oder sonstige Veranstaltungen nicht stattfinden. Aus der Masse der Mitglieder wird eine Auslese getroffen: die 18 000 Vertrauensmänner, die auf die Werbearbeit für den Verein und die politische Kleinarbeit für das Zentrum eingeübt werden; sie bilden die allzeit schlagbereite Truppe für die politischen Aktionen der Zentrumsparthei, namentlich für die Wahlen. Aus der Summe der Jahresbeiträge bestreitet der Verein die Personalkosten der Zentralstelle, den umfangreichen Agitationsbetrieb durch die Flugblattliteratur, die Veranstaltungen zur Förderung des Arbeitervereinswesens, zur Ausbildung von Arbeiterbeamten usw. In der Geringfügigkeit der Beiträge und der Pflichten der Mitglieder ist sein Erfolg begründet. Seine Gründer

haben sich auf den Grundsatz *Die Masse muss es bringen!* verlassen, und sie haben sich nicht verrechnet. 600 000 Mitglieder geben 600 000 Mark, womit sich schon etwas machen lässt, und sie geben das Material zur Auswahl einer willigen Mannschaft im Dienst der Macht, die dem Verein Weg und Ziel angibt: der ultramontanen Politik.

Das Haus an der Sandstrasse in München-Gladbach, in dem die Zentralstelle ihre geschäftige Wirksamkeit entfaltet, ist ein Muster in technischer Hinsicht und beachtenswert wegen der zweckmässigen und in manchen Teilen auch der künstlerischen Einrichtung. Wir haben uns — wie ich glaube nicht zu unserm Nutzen — gewöhnt von München-Gladbach immer nur in Verbindung mit Worten wie *Lügenfabrik, Jesuitenschule, Zitatenkünstler* usw. zu reden. Das führt leicht zu einer Unterschätzung des Gegners; ausserdem ist es auch nicht richtig, dass in München-Gladbach nur gelogen und falsch zitiert wird. Vor einer solchen Vorstellung sollte man sich schon aus dem Grunde hüten, weil es dem politischen und sozialen Kampf seine Bedeutung und seinen Reiz nimmt, wenn man ihn nur als einen Kampf gegen Lügner und Fälscher und nicht als einen Kampf gegen eine nach unserer Meinung zwar schädliche, aber immerhin doch eine Weltanschauung auffasst. Das Wesen und der Erfolg von München-Gladbach liegt nicht in den Lügen und den falschen Zitaten, die von dort ausgehen — denn dann müsste der Liebertsche *Reichsverband* die selben Erfolge haben wie das Zentrum — sondern darin, dass der *Volksverein für das katholische Deutschland* sich gründet auf einem klug berechneten und ebenso klug ausgeführten Plan, dass in organisatorischer und agitatorischer Hinsicht für die von ihm vertretene Weltanschauung mit viel Umsicht und Kenntnis, mit viel Eifer und Hingebung gearbeitet wird.

XX

ODA OLBERG · RÜCKBLICK AUF DEN ERSTEN KONGRESS ITALIENISCHER FRAUEN



AS kann man von einem Kongress erwarten, der, ohne Ansehen der Partei und der Klasse, an alle Frauen appelliert, alle zur Mitarbeit aufruft und sich anheischig macht über die vitalsten Probleme des Landes zu verhandeln, organisiert von einem Komitee vornehmer Damen und unter dem Ehrenpräsidium einer Prinzessin? Ich hatte bitter wenig erwartet. Sport, Frauenrechtlertum, Philanthropie, moralstrotzendes Mitleid für die *gefallenen Schwestern*, alles verrührt in einen Überschwalm schöner Worte: das schien mir gewissermassen aus der Definition zu folgen. Aber der Kongress hat all meine Voreingenommenheit besiegt, besiegt durch den Ernst seines Willens, die Strenge seiner Logik, den Mut seiner Überzeugung. Die Frauen, die in Rom diskutieren wollten, unter Ausschaltung aller Politik, haben in Wirklichkeit diskutiert ohne Rücksicht auf die parteipolitische Etikette, unter die ihre Beschlussfassungen fielen. Sie haben sich nicht davor gescheut, sie haben es vielleicht nicht einmal gewusst, dass ihre Kritik der Gesellschaft und ihre Forderungen sich vielfach mit denen des organisierten Proletariats deckten. Auf dem offiziell unpolitischen Frauenkongress ist so etwas wie reine Politik getrieben worden, die von den Parteilücksichten der praktischen Politik unberührt bleiben konnte.

Es liegt in der Natur der Sache, dass in der Folge die praktische Politik in den Vordergrund treten muss, und die Interessen sich als stärker erweisen als die Logik. Viele der Damen, die sich für das Recht der Organisation, für Verkürzung der Arbeitszeit, gegen die Heimarbeit usw. ausgesprochen haben, werden einsehen, dass diese ihre Forderungen in ein sozialpolitisches Programm gehören, das auf die Aufhebung der Privilegien ihres Standes abzielt. Und sobald sie das eingesehen haben, werden vielen von ihnen ihre Forderungen nicht mehr logisch und nicht mehr gerecht erscheinen, dank jener halb unbewussten Anpassung an die Klasseninteressen, die das Denken und das moralische Empfinden der meisten Menschen erfährt. Mancher Gedanke, der uns als revolutionär anmutet, mag so Ausdruck eines noch primitiven und kindlichen politischen Bewusstseins sein. Aber wie das Kind ein unerbittlicher Logiker ist, so war es dieser Kongress. Und das ist gerade das Erfreuliche an ihm: Dieser Frauentag, der der Mehrheit unserer Parteigenossinnen so wenig zu versprechen schien, dass sie von seiner Beschickung absah, hat leuchtend gezeigt, dass ein von Voreingenommenheit freies Aufgreifen der sozialen Probleme und ihr rücksichtsloses Durchdenken eben zu den selben Forderungen führt, die unsere Partei vertritt. Dies Ergebnis ist offenbar viel mehr wert, als jede politische Prinzipienklärung, die etwa eine starke Beteiligung sozialistischer Frauen hätte durchbringen können.

Von seinen Beschlussfassungen absehend muss man übrigens anerkennen, dass dieser erste italienische Frauenkongress, der berufen war die Sache der Frauen zu beraten, alle wesentlichen sozialen Probleme in seinen Bereich gezogen hat. Wir greifen nur die wichtigsten Themata heraus: Arbeiterinnenschutz, Schutz der Heimarbeiter, Mutterschaftsversicherung, Altersversicherung, Einschränkung der Arbeitslosigkeit, Analphabetismus, Religionsunterricht in den Schulen, geschlechtliche Aufklärung der Kinder, Fürsorgeerziehung, bedingte Verurteilung, Benachteiligung der Frau in Zivil- und Strafrecht, Bekämpfung der Kindersterblichkeit, des Alkoholismus, der Tuberkulose, die Wohnungsfrage und die Auswanderung. Über diese Fragen, die sich auf 6 verschiedene Sektionen und ebensoviele Verhandlungstage verteilten, waren Referate langer Hand vorbereitet; auch wurde bei der Debatte mit jeder Minute gezeigt, wie wir das noch auf keinem Kongress erlebt haben. All diese Fragen hatten die Frauen als ihre Sache empfunden, als ihrer Kinder Sache, wie überhaupt ein ausgesprochener Zug der Mütterlichkeit über dem Ganzen lag. Weniger als ein abstraktes Gerechtigkeitsgefühl hat die Arbeiten ein gesunder Wirklichkeitssinn geleitet: wenn auch manche Forderung sich in das Reich der Utopie erstreckte, so haben doch die Kongressistinnen mehr als das Unerreichbare *ihrer Kinder Land* im Auge gehabt, kein Land der Vollkommenheit, aber doch eines, auf dem neue Geschlechter gesünder, froher und tüchtiger leben können.

In allen Sektionen, die sich übrigens ihr Arbeitsfeld teilweise recht unglücklich und selbst widersinnig verteilt hatten, war der Kindheit ein hervorragender Platz eingeräumt. Zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit wurde das Arbeitsverbot für Frauen in den letzten Monaten der Schwangerschaft gefordert, ferner Mutterschaftsversicherung unter Zuschuss des Staates für alle Arbeiterinnen, Erforschung der Vaterschaft, Vermehrung der Säuglingsheime für die Kinder der Arbeiterinnen, über welche Heime die Aufsicht des Staats gefordert wurde, und Bekämpfung des Ammenwesens, das Frau Barsanti als

»schmachvollen Handel mit menschlicher Milch« brandmarkte. Sie forderte, dass alle Kinder stillunfähiger Mütter der künstlichen Ernährung anheimfallen sollten; Geld dürfe den Besitzenden nicht das Recht geben ein fremdes Kind der Muttermilch zu berauben. Ein in sanitärer Hinsicht weit wichtigerer Vorschlag wurde von Fräulein Dr. Borrino gemacht: eine Amme nur in Begleitung ihres Kindes ins Haus zu nehmen, zu gemeinsamer Säugung, da bekannterweise jede stillfähige Frau bei guter Ernährung und leichter Arbeit zwei Kinder zu nähren im stande ist. Leider fehlte es an Zeit diesen Punkt zu diskutieren. Wir hoffen ihn auf dem nächsten Kongress mit mehr praktischem Erfolg vertreten zu sehen.

Die Frage der Fürsorge für die dem Säuglingsalter entwachsene Kindheit spaltete sich naturgemäss in die der körperlichen und der geistigen Pflege. Für das körperliche Gedeihen der Kinder wurde gefordert: staatliche Aufsicht über alle Erziehungsinstitute, welche Forderung sich hauptsächlich gegen die von Nonnen gehaltenen Pensionate richtet, geprüfte, von den Gemeinden honorierte Schulärzte, Schulbäder, Schulkantinen, Landaufenthalt auf öffentliche Kosten für alle Stadtkinder, deren Eltern ihnen keinen solchen gewähren können. Es fehlte auch an Vorschlägen nicht für die hygienische Belehrung der Mütter. Aber der Kongress sah sehr wohl ein, dass das Wissen wenig gilt ohne das Können und bewegte sich daher vorwiegend auf dem Gebiet der sozialpolitischen Forderungen. In der Debatte über die geistigen Entwicklungsbedingungen der Kinder hat der Kongress am meisten seinen modernen Geist gezeigt, einmal durch Forderung der geschlechtlichen Aufklärung durch die Schule und dann durch Ablehnung des Religionsunterrichts. Diese Versammlung, in der die sozialistischen Frauen nur eine verschwindende Mindergeisie und des Adels rekrutierte, in denen man die Frau noch ganz in den Händen des Priesters glaubte, hat in der vornehmsten und freimütigsten Weise über die geschlechtliche Aufklärung verhandelt und diese Aufklärung auf die Achtung vor den Geschlechtstatsachen und auf das Verantwortungsgefühl gegen die kommende Generation gegründet. Über den Religionsunterricht in den Schulen haben Rednerinnen aller Tendenzen das Wort gehabt. Der Standpunkt der Agnostiker und der Rationalisten ist von Frau Vitali und Frau Nerini vertreten worden, vom pädagogischen Gesichtspunkt hat sich Dr. Annita Pagliari und die Genossin Linda Malnati gegen die Vergewaltigung des jugendlichen Denkens, gegen jene Zwangsjacke des Geistes gewendet, in die man es durch dogmatische Lehren einschnüren will. Im modern mystischen Sinne sprach Fräulein Dr. Benetti, die sogar die Errichtung von Lehrstühlen der Theologie an den italienischen Universitäten befürwortete. Den streng katholischen Standpunkt, in den verschiedenen Schattierungen der Dogmengläubigkeit, vertreten Fräulein Roessler-Franz, Fräulein Venturelli und die Fürstin von Cassano. Nach einer mit grosser Duldsamkeit durchgeführten Diskussion gelangte die folgende Resolution der Genossin Malnati gegen einige hundert Stimmen mit ungefähr Vierfünftelmehrheit zur Annahme:

»Der Kongress der italienischen Frauen, in Achtung jeder politischen und religiösen Überzeugung, soweit sie im Geiste der Erwachsenen gereift ist, aber auch voll Achtung für die Freiheit, auf die das kindliche Denken Anrecht hat, um in Zukunft sein sittliches Verhalten in Einklang zu bringen mit den freien Grundsätzen seiner Erkenntnis, gibt der Forderung Ausdruck, dass die Elementarschule absolut kon-

fessionslos sei und dass in den mittleren und höheren Schulen ein ganz objektives Studium der Religionen eingeführt werde, ihrer Grundsätze, ihrer Zwecke und ihrer sozialen Folgen.

Auch über die Erziehung der anormalen Kinder, über den Blindenunterricht, über die Zwangserziehung und die Fürsorge für die bedingt verurteilten Jugendlichen wurden interessante Referate vorgelegt.

In den Forderungen für den Schutz der Jugendlichen wie der erwachsenen Arbeiterin hat man wenig Praktisches zutage gefördert, denn die Ausdehnung der Fabrikinspektion auf die Heimarbeit und die Einführung des gesetzlichen Achtstundentages für die in ihr beschäftigten Arbeiterinnen kann man leider nur als eine rein platonische Prinzipienklärung ansehen. Praktischer war schon das Votum, das die Besteuerung der in den Klöstern bestehenden Werkstätten, in denen vielfach unter dem Mantel der Wohltätigkeit weibliche Arbeit ausgebeutet wird, als industrielle Unternehmungen forderte. Auch weibliche Fabrikinspektoren wurden verlangt. Den besten Beweis sozialpolitischen Verständnisses gaben aber die Frauen dadurch, dass sie immer wieder die Notwendigkeit der Organisation betonten. Frau Sciamanna, die in eleganter und vielleicht gut gemeinter Rede die Krankenpflege als Mission der gebildeten Frau pries, wollte in ihrer Tagesordnung den Krankenpflegerinnen das Organisationsrecht absprechen. Aber man liess diesen Vorschlag, gegen den zwei Rednerinnen auftraten, einfach fallen.

Im Anschluss an die Lage der Jugendlichen und erwachsenen Arbeiterin hätte man wohl am besten die Tatsache der Prostitution und des Mädchenhandels betrachtet, aber diese eng verwandten Themata waren von einander getrennt und zwei verschiedenen Sektionen zugewiesen worden. Es gibt ja allorts Kongressakrobatinnen, die aus der Sittlichkeitsfrage ihre Spezialität machen und sie möglichst von allem lospräparieren, was nicht *menschliche Verworfenheit* ist. Auch in Rom hat diese Spielart, die durch Moralmaxime die Prostitution bekämpfen will, nicht gefehlt, aber die Mehrzahl der Rednerinnen kam doch immer wieder auf die wirtschaftliche Grundlage zurück, vor allem auf das Wohnungselend. Ohne Hygiene gibt es keine Moral, wurde gesagt. Fräulein Ronconi wies auf die Proletarierwohnungen in den Grossstädten hin, wo eine einzige Stube eine ganze Familie beherberge. Die dort aufwachsenden Mädchen kennen von Kindesbeinen an jedes Mysterium des Geschlechtslebens. Sie haben ihre Mutter gebären sehen und verwünschen die Mutterschaft als eine grausame und ungerechte Qual: jede Ehrfurcht vor ihrem eigenen Körper und vor ihrer Naturaufgabe hat die grässliche Trivialität ihres Lebens getötet. Die Freudlosigkeit des Heims treibt sie auf die Strasse, wo die erhitzte Phantasie des unterernährten Körpers, eine physiologisch nur allzu begründete Naschsucht oder der Hang nach Tand sie zur leichten Beute des Mannes macht. Wo soll da die Moral einsetzen? So beschränkte man sich darauf Massnahmen gegen den Mädchenhandel zu fordern, nicht um damit die Prostitution zu bekämpfen sondern um ihr Opfer zu entziehen, die weder die natürliche Veranlagung noch das Elend vorbestimmt sondern die Profitgier Dritter herbeischleppt. Weiter wurde die Vermehrung von Nachtasylen für Frauen angeregt, Schutz der unehelichen Mutterschaft, Gründung von Heimen, die ohne religiöse und moralische Vergewaltigung den Prostituierten die Hand bieten, die ihr Gewerbe aufgeben möchten, und gesetzliche Abschaffung der Bordelle. Die Frage der gleichen Moral für beide Geschlechter wurde behan-

delt unter Verquickung der modernen Gerechtigkeitsforderungen mit der mittelalterlichen Askese. Diesen Punkt des Programms hätte ich gern gemisst.

An allgemein sozialpolitischen Forderungen auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes sind zu verzeichnen die Einführung der Altersversicherung und, als Mittel der Arbeitslosigkeit zu steuern, die Verbesserung des Arbeitsnachweises, Gewährung bedeutender Reiseermässigungen für Arbeitsuchende und allgemeine Herabsetzung der Arbeitszeit. Auf dem Gebiete der Volkshygiene verlangte man den Bau von Arbeiterwohnungen mit Staatssubventionen, Ausdehnung der Anzeigepflicht auf Tuberkulosefälle in ansteckungsfähigem Stadium, Sonntagsruhe für die Alkohol verkaufenden Betriebe (!) und Veränderung des Gesetzes über das ärztliche Berufsgeheimnis, in dem Sinne, dass die Schweigepflicht wegfallen soll, falls das Schweigen des Arztes Lebensgefahr für Dritte einschliesst. An den sozialpolitischen Arbeiten des Kongresses beteiligten sich als Referentinnen Dr. Maria Montessori, Dr. Ester Bonomi, Guiseppina Le Maire, Linda Malnati, Alda Orlando, Marchesa De Viti de Marco, Baronin de Bonis, Fürstin Strongoli, Troise, Büchner, Mengarini-Traube und andere mehr.

Mit vorurteilsfreiem Eifer ist weiter die Frage der juristischen Stellung der Frau behandelt worden, sowohl in zivilrechtlicher als in strafrechtlicher Hinsicht. Natürlich wurde die Abschaffung der Autorisation des Ehegatten für die Rechtsgeschäfte der Frau gefordert. Die Professoren Vivante und Carusi, die sich an der Diskussion beteiligten, schlugen als Korrektiv der Abschaffung die Gründung eines Familienfonds vor, den Carusi obligatorisch eingeführt sehen wollte, mit gesetzlich festgesetzten Quoten, je nach dem Einkommen der Familie. Man liess den Vorschlag fallen, von dem der Abgeordnete Sonnino mit Recht sagte, dass er ein Schlaraffenland der Advokaten begründen würde. An strafrechtlichen Reformen wurde beantragt: die Erhöhung des Alters, bis zu dem die Verleitung zum Geschlechtsverkehr als Unzucht bestraft wird, von 12 auf 15 Jahre, Erhöhung von 15 auf 18 Jahre des Alters, in dem Verführung strafbar ist, Abschaffung der Strafverminderung auf ein Sechstel, die der § 377 des italienischen Strafgesetzbuches vorsieht, für den Fall von Totschlag des beim Ehebruch überraschten Ehegatten. Weiter forderte man, was unsere Partei wiederholt gefordert hat, dass bei Sittlichkeitsverbrechen an Kindern auch ohne Privatklage vorgegangen werde.

Die logische Grundlage der gesamten Arbeiten des Kongresses war die Forderung des Frauenstimmrechts. Seiner Vertretung war eine Nachmittagssitzung unter dem Vorsitz der Donna Giacinta Martini gewidmet, einer um diese Bewegung hochverdienten Frau, die, obwohl so krank, dass man sie zum Präsidententisch tragen musste, dieser Feuertaufe der Öffentlichkeit, die die Wahlrechtsbewegung erfuhr, beiwohnen wollte. Die Diskussion bewegte sich im Rahmen der üblichen Darlegungen; es ist eben nicht gut möglich einer so schlichten und viel behandelten Frage neue Seiten abzugewinnen. Die Aktien des Frauenstimmrechts sollten in Italien nicht schlecht stehen: der Ministerpräsident ist persönlich kein Gegner, die Klerikalen glauben dabei auf ihre Rechnung zu kommen, und die äusserste Linke müsste aus prinzipiellen Gründen dafür stimmen. Bei der grossen Ausdehnung des Analphabetismus unter der weiblichen Bevölkerung würde man vorläufig noch recht weit von einer Verdoppelung der Wählerschaft zurückbleiben. In der Diskussion über die juristi-

sche und politische Stellung der Frau taten sich als Rednerinnen hervor Dr. Teresa Labriola, Professorin der Rechtsphilosophie an der Universität Rom, Dr. Lydia Poet, Dr. Valeria Benetti, Marchesa Lucifero, Annita Dobelli usw. Auch die Weitherzigkeit, mit der die Gräfin Spalletti die Präsidentschaft führte, sei anerkennend hervorgehoben.

Mit vielen Vorurteilen hat der römische Kongress gebrochen, auf dem Gebiet der Sozialpolitik wie auf dem der Sitte. Wohl sind noch manche Forderungen und Fragen, die die Frauen unserer Zeit bewegen, ohne Wortführer geblieben, so die Ehescheidung, das Recht auf Mutterschaft, die Abschaffungen der Strafbestimmungen gegen die Beseitigung keimenden Lebens. Aber immerhin ist eine Arbeit geleistet worden, die die wenigsten den italienischen Frauen zuge-
traut hätten. Gewiss kann man einwenden, dass der Kongress sich leichten Herzens zu den kühnsten Tagesordnungen versteigen konnte, da er sich ja doch auf keine Organisation stützt, die an ihrer Verwirklichung arbeitet. Der Einwand hat nur bedingten Wert. Die Tatsache, dass ein *parteiloses* Studium wichtiger sozialer Fragen zu so radikalen Vorschlägen führt, ist an sich wertvoll, auch wenn man skeptischer ist als ich in der Bewertung der neuen fortschrittlichen Kraft, die in das öffentliche Leben des Landes tritt. Was die praktischen Folgen betrifft, so wird natürlich die Frauenbewegung in Italien ebensowenig wie in anderen Ländern als Frauenbewegung ein soziales Reformprogramm durchsetzen. Aber sie kann sehr wohl die Vorschule sein, aus der die verschiedenen politischen Parteien Nachwuchs beziehen, der noch nicht von Skepsis angefault ist. Und wir glauben, dass keine Partei stärkeren Zuwachs aus der Frauenbewegung erfahren wird als unsere. Denn gerade der ernste Wille zu durchgreifenden Reformen, den der Kongress bekundete, führt über jedes Reformprogramm hinaus.

XX

KONRAD MÜLLER-KABOTH · VOM NAIVEN UND SENTIMENTALEN KÜNSTLER

I



Es ist heute nicht üblich und scheint nicht von besonderem Belang Ästhetik abstrakt zu treiben und vom Künstler im allgemeinen zu sprechen. Es entspricht unserer individualistischen Grundanschauung, dass unsere ästhetische Literatur das Gebiet der begrifflichen und dinglichen Spekulation verlassen und aus einer logisch deduzierenden sich zu einer psychologisch analysierenden, einer beschreibenden und darstellenden Disziplin entwickelt hat. Wir lieben und betrachten heut den Künstler als ein Phänomen nie wiederkehrender Subjektivität, das jede apriorisch fixierte Formel seiner Wesensinhalte ungültig macht und nur einer vorurteilslosen Empirie, einer Empirie freilich höchst intellektueller Art zugänglich wird. Unsere Kunstliteratur, selbst die entwicklungsgeschichtliche, zerfällt demgemäss in eine Anzahl sehr differenzierter Einzeldarstellungen, die, wenn sie schon im Anfang einem gemeinsamen Gesichtspunkt untergeordnet waren, den Sonderungen der Individualität zuliebe sich schnell genug von einander entfernen und am Ende von der ursprünglichen Gemeinsamkeit nichts mehr spüren lassen. Die Vorteile dieser Methode sind

handgreiflich und nicht zu verkleinern; wie sie einem sehr nahen und sehr lebendigen Verhältnis zur Kunst entspringt, einem Verhältnis, dem die Kosmogonie gleichsam der künstlerischen Schöpfung in allen Stadien und mit allen Bedingtheiten gegenwärtig ist, so schafft sie auch weiterhin Beziehungen, die das Kunstwerk noch in einem höheren Sinne zum Erlebnis werden lassen als es der reine Sinnenreiz allein vermöchte, die den Schein vertiefen zu einem innerweltlichen Sein und den Anblick des Sichtbaren steigern zur Anschauung immanenter bildsamer Kräfte.

Die folgende Studie, deren Thema zunächst etwas abstrakt berührt, bedarf also wohl einer kleinen Rechtfertigung, um des Interesses der Kunstfreunde gewiss zu sein. Indem die Basis der Untersuchung in einer generellen Unterscheidung des naiven und sentimentalischen Künstlers ruht, ergibt sich von vornherein, dass hier weniger von Individualitäten als von Typen die Rede sein wird, beziehungsweise dass das Individuelle überall so tief gefasst werden soll, dass es in all seinen zufälligen Weiterungen als ein illustrierender Bestandteil des Typischen angesehen werden kann. Man hat also vom Folgenden nicht die Wirkung zu erwarten, die der essayistischen Darstellung allein vorbehalten ist, einen einzelnen Künstler in allen Verästelungen seiner persönlichen Trieb- und Schaffensmächte kennen zu lernen, man hat aber auch andererseits nicht zu befürchten, dass einige wesenslose Begriffe nach erkenntnistheoretischen Prinzipien abgegrenzt und erörtert werden: sondern es handelt sich auch hier um das, was in der Kunst wirksamste Realität ist, um den Kunstschöpfer, nur dass die Fülle der Erscheinungsformen in ihren letzten Verwandtschaften und Gegensätzlichkeiten erkannt, zusammengefasst und getrennt werden soll, um die unruhvolle Vielheit einmal in einem Punkt zu bändigen und dem immer im einzelnen haftenden Geist mit einer tiefen und ruhigen Perspektive genugzutuen.

Selbstverständlich sind die Begriffe *naiv* und *sentimental* zunächst ihres banalen populären Sinnes zu entkleiden, wenn sie als Charakteristika zweier entgegengesetzter Künstlertypen gelten sollen. Der naive Künstler ist nicht ohne weiteres ein Naturbursche, und der sentimentale ebensowenig ein Werther von vornherein. Sondern wir haben uns im ganzen der hohen und weitausgreifenden Deutung anzuschließen, die Schiller etwa beiden Begriffen gab, als er Goethe *naiv*, seine eigene Dichtungsart aber *sentimentalisch* nannte. Das heisst: Nicht die Auswüchse der Temperamente kommen in Frage sondern nur ihre Grundstimmung, die sich im Charakter der Kunstschöpfung wesentlich und formbestimmend ausgeprägt befindet.

Wir können, um gleich weiter zu gehen, mit einem gewissen Recht den sentimentalischen Künstler einen pathetischen oder rhetorischen, den naiven aber den gestaltenden Künstler nennen und damit sofort zu verstehen geben, dass die Art der Äusserung, in der der naive Künstler sich ausdrückt, der Kunst wesensgemässer ist als die andere, wenn Voraussetzung bleibt, dass Kunst Plastik, Bildhaftigkeit, Gestaltung also im wörtlichsten Sinne ist. Naturgemäss gestaltet auch der sentimentale Künstler, der, um Künstler zu heissen, die Sprache der Formen reden muss, aber seine Gestaltung ist sekundärer Art und geht von Prinzipien aus, die mit der reinen Bildhaftigkeit der Dinge zunächst nichts zu tun haben. Der sentimentale Künstler hat nicht die Ten-

denz des naiven den Kosmos in ruhiger Wallung zu spiegeln: er befindet sich in einem Verhältnis zur Welt, das keine Sammlung zulässt, empfängt kein Bild von ihr sondern setzt sich in heftigen oder träumerischen Impulsen mit ihr auseinander, steht fern von ihr, ohne über sie erhoben zu sein, umfasst sie nie, aber spricht sich stets über sie aus, ist witzig, epigrammatisch, phantastisch und erreicht, dass man immer nur seine Geste spürt und sieht, wie sie in zahllosen Varianten sich gleich bleibt. Der Sentimentale heisst darum auch gern der Subjektive. Weil die Beweglichkeit seines Temperaments das Bedeutsamste ist, was er sehen lässt, und die Empfindung selten in der Form sich bändigt, meistens offen und sozusagen handgreiflich aus dem Werke heraustritt, wirkt seine Persönlichkeit überraschend und aus nächster Nähe, gleichsam explosiv; aber indem sie sich so auf den ersten Blick bis auf den Grund erkennen lässt, erhält sich der Eindruck des Einzigartigen (wie das Persönliche umschrieben werden muss) nur, wenn er sich nicht wiederholt: er nimmt ab, je öfter er sich erneuert. Gerade in der Wiederholung nun bewährt und vertieft sich die Wirkung des Naiven. Er treibt mit seiner Persönlichkeit keinen Kultus; sie ist ihm beinahe unbewusst und Instinkt und dringt durch alle seine Äusserungen als das unvermeidliche und entscheidende Fluidum, das ihnen die klare, natürliche und unfassbare Distinktion gibt, die etwa die Blumen von ihrem Duft empfangen. Der Naive kennt äusserlich wenig Varianten; er scheint sich immer zu gleichen und ist dennoch nie auszuschöpfen, denn er trägt die Fülle der Welt in sich, der er Echo und Resonanz ist, und bleibt tief und veränderlich und ewig originell wie die Objekte, die auf ihn eindringen. Er vermag zu empfangen, ohne sich am Empfangenen zu reiben, das ist sein Ruhm: er weiss nichts von der hartsinnigen Willkür des Sentimentalen, der die kleine Welt seines kleinen Kopfes dem ewigen und unverrückbaren All kritteltnd, witzelnd und jammernd aufzutrotzen wagt, sondern wie in seinem Innern alle Wellenzüge des Kosmischen endigen, so ist nur ein Trieb in ihm aufzunehmen und zu gebären, in Form und Leben zurückzugeben, was als chaotisches Strömen und Same über ihn kam. Und weil also das Schöpferische in ihm als eine elementare Gewalt mächtig ist, gehört er der Kunst an mit der Notwendigkeit natürlicher Auslese. Er denkt in Formen wie der Sentimentale in Begriffen, und das Gestalten wird ihm eine organische Funktion wie dem anderen das Rasonieren. Er findet sich als Künstler stets in die Zeit gestellt, die zu ihm passt; stets horcht er auf das ungeschriebene Gesetz der Zeit, der er innerlich verbunden scheint mit unsichtbaren Fühlern, und indem er nur dem eigenen Drängen folgt, schafft er Werte, die als Entwicklungsträger Zukunft und Gegenwart verbinden.

Der Sentimentale sieht gern in die Vergangenheit; das Archaisieren ist ihm die sicherste Legitimierung seiner geringen Zeugungskraft, weil die historisch beglaubigte Hülle seiner Taten Ungeübten den Schein erweckt, als setze sich in ihnen die Entwicklung am unmittelbarsten fort. Er verlangt gebieterisch nach dem Fresko, wenn das Bedürfnis der Kultur sich längst für das Staffeleibild entschieden, wie er zu Zeiten, da man Fresken malte, sicher nach der rührenden Simplizität der Miniatur sich gesehnt hätte. Auf grund dieser retardierenden Tendenzen kommt er niemals dazu, organische Werke zu schaffen; immer sind es Einzelheiten, die er gesehen und die ihn berücken, und diese Einzelheiten imitiert er, weil er sonst der angestrebten analoga


Wirkung nicht sicher wäre. Und aus Einzelheiten, nachgeahmten oder selbst erfundenen, baut er sein ganzes Werk. Beschäftigen ihn wirklich einmal Vorstellungen von Formen, die er aus dem Ganzen und geschlossen sichtbar zu machen wünscht, so sind es wiederum nur Umriss- oder abstrakte Bilder, die er bewundert. Indem er dem suggestiven Einfluss der schon gestalteten Form gehorcht, bringt er es zur Erfindung einiger Details, mit denen er das feste Schema notdürftig zu füllen vermag; und da er auf Grund seiner reichen ästhetischen Erfahrung einen sehr kultivierten Geschmack zu besitzen pflegt, weiss er Füllsel und Umriss so mit einander zu verbinden, dass der Mangel organischer Zusammenhänge nicht mit primitiver Krassheit zu Tage tritt; aber Leben zu bringen in diese Körper, die aus alten Rümpfen und angestückelten Gliedern bestehen, diese entscheidende Wirkung des echten Künstlers bleibt ihm versagt. Als Entschädigung dafür kann er freilich oft das Lob hören, dass er *Stil* hat. Und dieses Lob kann sogar zutreffen, wenn der landläufige Begriff *Stil* im Sinne seines verbalen Derivates *stilisieren* verstanden wird. In der Tat stilisiert der sentimentale Künstler aus der gleichen Tendenz heraus, die ihn zum Archaisieren drängt; ja, eigentlich sind beide Begriffe, *Archaisieren* und *Stilisieren*, synonym und bedeuten nichts anderes als dass der Produzierende aus schon vorhandenen Kunstformen sich ein Schema ableitet, das die wenigen Nuancen seiner Subjektivität bequem aufnimmt. Die moderne Deutung, nach der als *Stilisieren* speziell die Zurückführung plastischer Körperformen auf lineare Flächenteile anzusehen ist, widerspricht dieser Synonymität nicht. Denn das dekorative Lineament von heute, das wir mit *stilisiert* etikettieren, stammt ja gleichfalls nicht aus dem Ausdrucksbedürfnis unserer Zeit sondern aus der Kunstkultur anderer Völker respektive aus der Anschauungsweise vergangener, primitiver Epochen. Hat aber das Wort *Stil*, das in der Ableitung *stilisieren* den Laien so oft betört, wirklich ästhetischen Klang? Ist es identisch mit *künstlerischer Handschrift*, die trotz uralter Zeichen ein völlig individuelles Bild vermittelt? Und wenn dem so ist — *Handschrift* ist ja ein hinkender Vergleich und bezeichnet nur den geringeren Teil dessen, was der bildende Künstler wirklich leistet —, deutet es auf einen Persönlichkeitsausdruck so umfassender Art, dass er der distanzierteren Betrachtung zu einer Zeitformel wird, deren Symbole wiederum die Wirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Kunst um einige Skalen weiterrücken? Nein. Es bezeichnet in den meisten Fällen Arrangements jeder Art, die an vergangene Stilformen sich anlehnen, und nimmt nur unter besonderen Umständen Bezug auf persönliche Eigenheiten, die im künstlerischen Ausdruck methodisch sichtbar werden. Der ästhetische Begriff des Stils ist das nicht. Er ist es so wenig, dass der wirklich stilschöpferische Künstler, das ist derjenige, dessen Gestaltung neue Anschauungsweisen eröffnet und nie gehörte Ausdrucksformen in die Welt der künstlerischen Mittel wirft, am seltensten das Wort *Stil* als Anerkennung seiner Leistungen zu hören bekommt. Zu Unrecht naturgemäss, aber in richtiger Konsequenz des Sprachgebrauchs. Es handelt sich bloss darum zu wissen, wie weit die Umdeutung eines vorher einschichtigen technischen Begriffs durch Popularisation schon vorgeschritten ist, um zwischen dem *Stil* eines Künstlers, von dem höchstens zwei Kunstkritiker reden, und dem *Stil* eines Stilisten, von dem schon wegen der Nomenklatur auch der Dümme sprechen muss, klar und bezüglich des Verdienstes wirksam unterscheiden zu können.

Der Sentimentale ist also ein Archaist, ein Stilist; ich nannte ihn im Anfang einen pathetischen oder rhetorischen Künstler und muss gleich zu erklären versuchen, in welchem Zusammenhang diese verschiedenen Bezeichnungen unter einander stehen. Der Begriff des *Rhetorischen* kann, scheint es, nur vergleichsweise hier herangezogen werden, denn er entstammt dem Normenschatz der redenden Künste; dennoch trifft er das, worauf es ankommt und hat ausserdem den Vorzug verständlicher als jeder andere zu sein, da man in der Literatur über die Wesensverschiedenheit des rhetorischen und des künstlerischen Stiles ältere und klarere Anschauungen hat als in der Kunst. Wie unterscheidet die literarische Kritik den Rhetor von dem Dichter? Indem sie die Sprache beider auf die Kraft der Veranschaulichung hin untersucht und zu diesem Zweck die Art der Bilder vergleicht, die beiden zum Ausdruck ihrer Gedanken und Gefühle dienen. Dabei stellt es sich heraus, dass das Bild des Rhetors gar nicht die Absicht hat einen Gedanken anschaulich, ein Gefühl lebendig zu machen. Der Rhetor stellt sein Bild neben seinen Gedanken als ein Requisit, eine Atrappe, eine bezifferte Allegorie. Es ist ihm eine Floskel, mit der er sich schmückt, aber er stellt nichts mit ihm dar. Es bleibt in seinen Händen eine Metapher, ein Umschweif, eine Art äusserlicher Maskerade, aufgeführt, um der nur sinnlich erregbaren Menge die Trockenheit der Abstraktion geniessbarer zu machen. Anders der Dichter. Er gebraucht ein Bild nur, um einem Vorgang aus der unsichtbaren Welt der Seele eine plastische Vorstellbarkeit zu geben. Sein Bild hat also zunächst einmal organischen Sinn und schildert Dinge aus dem Reich des sinnlich Wahrnehmbaren, die für uns vorher völlig beziehungslos und gleichgültig waren. Indem diese Dinge nunmehr aufstehen und uns das Geheimnisvolle der eigenen Beseeltheit enthüllen, breiten sie sich wie ein Zauberschleier über das wogend Ungreifbare des Gedankens oder der Empfindung, das der Dichter im unmittelbaren Wort uns nicht nahebringen konnte, und siehe, es gewinnt nicht nur Form, es hat Leben. Leben, das in die Seele des Bildes hinübersprang und mit ihr verschmolzen, durch die Pforte der Sinne in unser eigenes Leben dringt, bewegend und kräftigend.

Nicht anders also als der Rhetor zu seinen Wortbildern verhält sich der sentimentale Künstler, der ja von Beruf aus nur Bilder zu geben hat, zu seiner Schöpfung. Ich sagte schon, dass er viel zu bewegt ist, um der Welt ein klarer Spiegel zu sein, dass er sich an ihr reibt, sich über sie entrüstet, sie verzerrt und karikiert; in jedem Fall nur seinen Gedanken über sie einen Ausdruck sucht, nicht aber den Eindruck einer Form von ihr erhält. Seine Bilder sind also gleichfalls nur Maskeraden seiner Gedanken, die sich immer noch anders ausdrücken lassen. Haben sie Form, so ist sie willkürlich und immer ein Zufall, gewöhnlich dem Geschmack zu danken und am besten als eine geschickte Organisation heterogener Stilelemente, niemals als Organismus zu kennzeichnen. Allegorien — ich spreche das Kassnersche Wort aus — Allegorien sind des Sentimentalen Bilder; der Naive bildet Symbole. Diese Charakterisierung umschliesst alles, auch die Tendenzen des Stilisierens und Archaisierens. Allegorien sind von Natur aus konservativ; sie leben vom Alten, weil sie keinerlei Keime in sich tragen, die nach neuen Formen drängen. Ihre Phänomenalität, mit Hegel zu reden, überzeugt uns nicht; wir beugen uns nicht vor ihnen als vor Dingen, die wir nicht anders

machen können. Sobald der Gedanke gedacht ist, der die Glieder zusammenhält, fällt der Komplex auseinander, denn es ist das Schicksal des Gedankens, dass er uns nur beschäftigt, solange er uns fremd ist. Und darum müssen die Allegorien stets überraschen; hätten sie das Unvorhergesehene nicht, den Witz im Schnörkel, die Phantasterei in der Arabeske, die Variante, die auffällt, wir sähen ihnen nicht nach . . . Das Werk des Naiven aber steht vor uns wie ein menschliches Antlitz, das seinen Ausdruck geformt hat, absichtslos, aus Notwendigkeiten, die grösser als wir sind, nicht weil die Neugier etwas in ihm suchte. Es ist an uns den Schatz von Sensationen zu heben, der durch seine Höhen und Tiefen dem Innern einer Seele entglänzt. Dass er nicht gesehen wird, gibt seiner Existenz nicht weniger Wirklichkeit, so wie der nachgrabende Eifer ihn nicht zu mehren vermag. Zwecklos und unveränderlich thront dieser Schatz über der Menge, ein Mummenschanz für sehr viele, ein Becher voller Gnaden für einige, für niemanden ein gleiches: eine symbolische Realität, die den Menschen nach dem Mass von Gefühl gibt, das sie ihr entgebringen.

II



CH bin mir klar, dass ich mit diesen Schätzungsmaximen nicht auf allgemeinen Beifall zu rechnen habe. Bei uns in Deutschland gedeiht noch immer der Lorbeer des Sentimentalen ohne Hilfsmittel höher und reicher als der des Naiven, weil dieser zu seinem Ruhm einer Kultur reinlicherer Instinkte bedarf. Es liegt unseren Landsleuten im Blut der Sentimentalität zu huldigen, denn sie finden zur Kunst kein anderes Verhältnis als durch das Medium unklarer und verschwommener Gefühlsanregungen, die ihnen die hyperbolische Affektion der Sentimentalität gern und willig beibringt. Durcheilen wir das 19. Jahrhundert deutscher Kunst, so sehen wir die sentimentalen Schulen der Nazarener und Düsseldorfer vom üppigsten Weihrauch umdampft. Wir bemerken weiter, dass zur nämlichen Zeit der einsiedlerische C. D. Friedrich es schwer hatte zu seinem Ruhme zu kommen, weil er Landschaften malte, die ganz naiv die Natur wiederzugeben suchten — ich meine seine hellen und sonnigen Bilder aus Rügen —, dass es ihm aber leicht wurde den Zeitgenossen, die ihn kannten, und vor allem seinen Wiederentdeckern über alle Massen zu imponieren, als sich in seinem Oeuvre jene malerisch armseligen Stücke fanden, in denen er mit Kreuzen, wogenden Nebeln, Bergkuppen und den Strahlenrosetten der aufgehenden Sonne irgend einer mystisch-verschwärmten Ideenverbindung bildlich nahe zu kommen sich mühte. Ja, wir wissen es heute, dass diese sentimentale Allüre Friedrichs fühlbar die Reputation eines andern Künstlers gedrückt hat, der in seiner Umgebung tätig und nichts weniger als sentimental war. Noch heute wird von der gelehrten Zunft der Name Kerstings beiläufig in der Gefolgschaft Friedrichs genannt, in einem Ton, der schon den Zeitgenossen zur Wahrung des Abstandes zwischen einem naiven Impressionisten und einem tiefsinnigen Allegoriker angemessen erschien.¹⁾ Und doch war Kersting in einer bestimmten Zeit, von 1811 bis 1813 etwa, als er

¹⁾ Dieser Ton wird wahrscheinlich von Kersting selbst ohne Vorbehalt gebilligt worden sein, denn er war ein Mensch von so ursprünglicher, fast könnte man sagen: reflexartig wirkender Begabung, dass er über den Wert seiner Leistungen nur das Urteil hatte, das er von anderen über sie hörte. Er hat sicher Friedrich, weil er in ihm den tieferen Geist und den innerlicheren Menschen verehrte auch als Künstler hoch über sich gestellt.

seine besten Interieurs schuf, etwas, was Friedrich nie war, ein Genie, das ganz spontan und ohne sich des Problems bewusst zu sein, in der Behandlung der Luft und des Lichts mit den Mitteln der alten Lasurtechnik eine Vollkommenheit vorwegnahm, die noch dem Menzel von 1845 einen ungeheuren Vorsprung vor seiner Zeit gab.²⁾ Er war eben in dieser Zeit von jener schöpferischen Unbefangtheit, die wir als die wesentliche Eigenschaft des Gestalters erkannt haben: die die Welt als ein Bild empfängt und ihr mit keinem andern Gedanken entgegentritt als mit dem Wunsch sie so unmittelbar wie sie sich bietet im Bilde festzuhalten. Der junge Menzel, der das *Gymnase* und ähnliche Interieurs machte, war nicht anders, er war nur komplexer in seinem Talent, und wir wissen, dass auch er als der reine Künstler, der er war, erst entdeckt wurde, als er sich längst zu einem hochberühmten Hohenzollernmaler und einem sehr absichtsvollen Realisten entwickelt hatte. Noch andere Beispiele wären zu nennen zum Beleg der Tatsache, dass jede naive Kunstübung in Deutschland auf harte Sinne und unempfindliche Gemüter stiess: man gedenke nur der jungen Hamburger — die Lichtwarck ans Licht zog —, die so früh, in der Zeit des üppigsten Nazarenertums ein so reines Landschaftsempfinden an den Tag legten, gedenke ferner des jungen Buchholz, der sein unverfälschtes Talent mit dem Leben bezahlen musste, und andere mehr. Es ist ja seit den Tagen der Jahrhundertausstellung zu bekannt, wieviel gute Kunst in schönen Ansätzen vorhanden war, die durch das Dickicht der herrschenden Schulen, der Düsseldorfer, Münchener, Berliner, nicht hindurchdringen konnte. Begnügen wir uns also mit dem Resumee, dass die Geschichte der deutschen Sentimentalität ungefähr einer Grabrede auf alle wahrhaften Kunstbegabungen gleicht.

Aber wenn wir noch einmal zu Kersting, Menzel usw. zurückkehren: ein anderes interessiert uns an ihnen, ein psychologisches Moment, das Folgerungen allgemeiner ästhetischer Art zulässt. Kersting, wissen wir, war höchstens eine Spanne von zehn Jahren ein guter Künstler, Menzel vielleicht zwanzig, beider Ende ist mit dem Anfang nicht zu vergleichen. Beide waren sicher künstlerisch naiv. Kersting war nach zeitgenössischen Schilderungen auch als Mensch von einer prächtigen, jungenhaften Urwüchsigkeit, ein wirklicher Naturbursche sympathischer Art. Lassen wir immerhin die menschliche Naivetät als Basis der künstlerischen gelten, so folgt doch daraus, dass naiv sein und naiv schaffen nicht das selbe ist, dass nur der glückliche Instinkt

²⁾ In der Tat ist das erste Interieur von 1811, das auch sein schönstes blieb, in dem er sich selbst am Schreibtisch seitlich vom Fenster sitzend darstellte, ein kleines Wunder in der Art, wie sich ein kühles, weissliches, zerstreutes Licht, das Licht eines von leichten Morgenwolken bedeckten Himmels, vom Fenster aus im Zimmer verbreitet, ohne Kanalisation, ohne kompakten Beleuchtungseffekt, ein freies, immaterielles Fluidum, das aus den Gegenständen selbst zu rinnen scheint und auch in Wahrheit nur ein Zusammenströmen ihrer einzelnen Helligkeitswerte ist: ein Wunder, sagte ich, ist dieses Bildchen auch in der Art, wie die stille, zuglose, nichts bewegende Luft eines Zimmers fühlbar wird, fühlbar als feine Nuance der Dämpfung überall dort, wo Zwischenräume angedeutet werden, zwischen Fenstet und Gardine etwa, oder in den kostlichen Bauschalten des Mulls, der als Gardine dient, dem diese lichten Schatten erst den vollkommenen Ausdruck des Weichen, Zarten und Wehenden geben. Mit diesem Geniestückchen, das, wie auf Anhiib gemacht, als ein vollendetes Meisterwerk in die Welt sprang, untadelig und keine Spur muhseligen Tastens sehen lassend, kann sich kein Friedrich messen, keiner aus der naiven, geschweige denn aus der sentimentalischen Epoche. Selbst die weichen und lichten Landschaften seiner Frühzeit behandeln die Luft als eine Art durchsichtigen Nebels, der mit einer sehr feinen, aber immerhin gleichmässig materiellen Lasur dargestellt wird, lassen also von dem modernen, von Kersting so intuitiv erfassten Prinzip die Luftimpression aus der Stufung der Valeurs zu gestalten nicht das mindeste spüren.

der Jugend manchmal beides vereint sein lässt. Das Wort des Degas, dass mit fünfundzwanzig Jahren jeder Talent haben könne, worauf es ankomme, sei mit fünfzig Talent zu haben, erfährt hier seine psychologische Probe. Naivetät des Schaffens ist auf die Dauer ohne den zivilisiertesten Kunstverstand und ohne ein gesichertes Erbe hoher Kunstkultur nicht denkbar. Wer keines von beiden hat, macht aus den Meisterstücken einer begnadeten Laune ein Metier und vergrößert, oder aber, da es nicht ausbleiben kann, dass ein erwachsener Mensch mit zunehmendem Alter sich Gedanken über seine Kunst macht, er wird unsicher und wendet sich Dingen zu, die den instinktiven Äusserungen seiner Jugend gerade entgegengesetzt liegen. Als Kersting seine Inspiration verloren hatte und sich verstandesmässig mit der Kunst zu beschäftigen begann, entdeckte er sich selbstverständlich in den Gedankengängen seiner kulturlosen Zeit und endete konsequent in der Historie. Und war es mit Menzel anders? Er war so lange das seiner Zeit voraus-eilende Genie, als er noch ganz Instinkt und Jugend, ganz Enthusiasmus und Unbekümmertheit, kurz, ein warmer und kindlicher Mensch war. Als aber mit der wachsenden Zahl der Jahre das Herz sich verschalte, die Wärme erstarb und das Denken die Empfindung regierte, wurde er ein Zelot des Kleinkrams, der mit einer Art ingrimmigster Wut jedem Detail zu Leibe ging und den noblen Müssiggang der Kunst durch sauren Fleiss und die nüchternste Korrektheit zu legitimieren suchte.

Wie wenig das naive Temperament allein dem Künstler den naiven Gestaltungsdrang zu erhalten vermag, mag auch an Böcklin gesehen werden, der bis in sein hohes Alter ein urwüchsiger Kraftbursche blieb und doch die heiteren, malerisch empfundenen Idyllen seiner Jugend mit einem harten, grellen Alfreskostil, das heisst mit schreiender Rhetorik, vertauschte. Am Ende ist es vielleicht nicht das keckste Paradox, dass die Kultur, die man erwirbt, für den Wert der Kunstschöpfung ausschlaggebender ist als das ursprüngliche Temperament; oder pointierter so ausgedrückt: dass man zum naiven Künstler weniger geboren als gemacht wird, will sagen, sich selbst macht. Feuerbach beispielsweise war sicherlich eine durch und durch sentimentale Natur; aber seine ganze Entwicklung zeigt ihn von der einen idealen Tendenz beherrscht seine Konzeption naiv, das heisst unmittelbar, zu machen. Wenn wir heute vor der statuarischen Majestät seiner Frauengestalten in Bewunderung stehen und uns dennoch nicht verhehlen können, dass sie nicht völlig aus sich zu leben vermögen, dass sie immer noch des Dichterworts bedürfen als der Zauberformel, die ihnen die Maske nimmt und die Starrheit ihrer Pose durch einen Hauch von Seele löst, sind wir Zeugen des Riesenkampfes eines nicht sehr reichen, aber heldenhaften Menschen gegen sich selbst, der schliesslich das Widerstreitende und Problematische seiner Anfänge in den reinen Organismen seiner Landschaften und Porträts zu überwinden vermochte. Auch Hans von Marées, ein naiveres Temperament freilich als Feuerbach, verdankt die künstlerische Hoheit seiner besten Werke ausschliesslich seiner Kultur. Er hatte keine sentimental Neigungen zu cröten, wohl aber eine schlechte Erziehung zum Kitsch, die ihm in der Berliner Schule zu teil geworden war, ehe es ihm gelang die kraftvolle Einfachheit und die gebändigte Tiefe im Ausdruck jener Porträts zu geben, die seiner mittleren Epoche angehören. Sein besonderes Problem, das in dem Fragmentarischen seines Hauptwerkes sichtbar wird, ist

dieses, dass er seinen Kunstverstand ausschweifender kultivierte als seine Instinkte. Sein Verstand hatte vollendet künstlerische Dinge im Ziele, aber es lag im Wesen dieser Dinge, dass Marées zu ihrer vollkommenen Realisierung die herrlichsten Gaben am meisten hätte vernachlässigen müssen. Von Instinkt ein Rembrandt verwandter Charakter, ein Maler von einer schwellenden Fülle des Tones und einer seltenen Intensität in der Wiedergabe organischen Lebens, wurde er von seiner italienisierten Ästhetik unaufhörlich in jene Gegenden der Kunst gepeitscht, in denen die organisch-substantiellen Qualitäten der Realität fast nichts zu bedeuten haben gegen ihre rhythmisch-emotionellen, und demgemäss Linie und bewegter Umriss natürlichere Darstellungsmittel sind als Farbe und Ton. Dass er dieser Zwiespältigkeit sich nicht zu entziehen vermochte, ist wohl auch der Grund seiner frühen Erschöpfung geworden.

Wo sind nun, um zum Ende zu kommen, die vollkommenen Typen naiver Kunstübung? Wenn wir nach Frankreich hinübergehen wollen, könnten wir gleich eine Anzahl von ihnen aufweisen; nämlich die ganze Impressionistengeneration, die — bis auf Degas — für die Unmittelbarkeit des Kunstempfangens und -gestaltens geradezu neue Schätzungsdirektiven gegeben hat. Aber auch in Deutschland ist mindestens einer zu nennen: Wilhelm Leibl, der sicherlich beispielhaft ist in der ursprünglichen und unabsichtlichen Art reine Kunst hohen Wertes zu produzieren. Selten hat sich eine malerische Kultur hohen Grades leichter, inniger und harmonischer einem reichen Talent vermählt wie bei ihm. Talent und Kunstabsicht trafen bei ihm stets zusammen, und wenn er sich oft im Zweifel über den Wert seiner Schöpfung befand, nie handelte er im Widerspruche zu dem, was er konnte, nie vor allem im Widerspruch zu dem, was der Kunst wesentlich und unumstössliches Prärogativ ist. Meisterhaft beginnend entwickelte er sich zu Meisterschaften neuer und glänzenderer Mittel, von Zeit zu Zeit sein Ausseres wandelnd, aber immer der gleiche in der Unfehlbarkeit der Absicht und der Sicherheit der Hand, mit der er auf einigen Leinwänden ein Stück der sichtbaren Welt zu dauernderer Schönheit verklärte.

XX

GUSTAV WIED · SAMSTAGABEND



WENN ich mit meinem Wirt im Sommer am Sonnabendnachmittag nach der Stadt kam, setzte ich mich immer gern in die grosse, helle Küche des Gasthofs, wo Kupferzeug und Schüsseln, Teller und Blechformen poliert und frischabgewaschen an den Wänden hingen und schimmerten wie Ausstellungsgegenstände in einem Museum. Ich sass dann an dem langen, weissgescheuerten Kienholztisch gegenüber der Tür nach dem Gange, der vom Eingang durch das Haus in die Gaststube führt.

Um mich herum fliegen die Wirtin und ihre Mädchen aus und ein, nehmen Teller und Schüsseln vom Zinngesims, waschen Tassen ab, spülen Gläser aus, schneiden Käse und Fleisch, schmieren Butterbrot, giessen Kaffee ein und ziehen Bier auf. Jeden Augenblick öffnet sich die Klappe in der Wand zur Schankstube, und das Gesicht der Kellnerin zeigt sich, und sie bestellt: zwei Stück Butterbrot, drei Stück Butterbrot, vier Stück Butterbrot, zwei Tee,

ein halber Kaffee, ein Bier, ein Sodawasser mit Kognak usw. Und man hört das Lachen und Sprechen der Landleute drin hinter der Wand; denn der Sonnabend ist der Tag der Landleute, der Gasthof gehört ihnen am Sonnabend, und die Bürger der Stadt, die Kaufleute und Handwerker, kommen und machen ihre Aufwartung, fangen ein Geschäft oder bloss ein Gespräch mit ihnen an.

Ein Wagen rasselt durch die Einfahrt und hält vor der Gangtür. Der Hausknecht nimmt die Zügel, und der Besitzer springt herunter, poltert den Gang hinauf, nickt durch die offene Küchentür der Wirtin zu und verschwindet in der Gaststube, wo er mit Nicken und Handdruck von seinen Kollegen empfangen wird, die ihm *Guten Tag* bieten und auch gleich fragen, ob er ein Bier oder einen Tee mittrinken will.

Er setzt sich an den grossen, runden, gelbgestrichenen Mitteltisch unter die Hängelampe und hört eine Minute auf das Gespräch, um dann seinen Senf dazu zu geben. Ein kleiner, rotbärtiger Kaufmann klopft ihm einen Augenblick danach auf die Schulter, blinzelt und zwinkert und zupft ihn am Rockaufschlag. Und sie verziehen sich in einen Winkel, wo sie flüsternd dingen, feilschen und handeln. Der Besitzer will nicht auf die Bedingungen eingehen, schlägt mit der Hand auf und setzt sich wieder an den Tisch, wobei er doch beständig ein waches Auge auf den Kaufmann behält, der gedankenvoll an einem Türpfosten steht.

»Weiss hier einer, ob Lars Sönnikson seine falbe Kuh hier neulich an Schlächter Mortensen loswurde?«

»Ja!«

»Was bekam er?«

»90.«

»Das war aber verdammt gut! Und was verlangte er?«

»110.«

Es wird immer mehr verlangt, als wofür man zu verkaufen gedacht hat, damit man dann *heruntersetzen* kann.

Der Kaufmann klopft dem Besitzer wieder auf die Schulter, und sie verziehen sich wieder in die Ecke. Jetzt werden sie laut und der Besitzer schlägt auf den nächsten Tisch, dass Flaschen und Gläser klirren. Der Kaufmann beschwichtigt ihn und schiebt umher zu den andern. Er macht ein neues Gebot, das annehmbarer erscheint, denn der Besitzer dämpft seine Stimme, und die Verhandlungen beginnen aufs neue.

»Sie haben doch Michel Rasmussens weisse Stute bekommen?« sagt ein breitschultriger, untersetzter Pächter zu einem kleinen, schwächlichen, glattrasierten Bauersmann mit Hasenscharte, »was gaben Sie?«

»300«, sagt der Glattrasierte mit einem ängstlichen, abwartenden Lächeln.

»300! Sie sind ein Ochse, Peterson!«

»Ja, sie ist doch mit Fohlen.«

»Sie ist zum Deibel nicht mehr mit Fohlen als wie Sie und ich! Bekamen Sie sie auf Bedingung?«

»Ne—e . . .«

»Sie sind hübsch angeschmiert worden, Simon Peterson.«

»Ja, aber sie ist mit Fohlen!«

»So—o? Dann will ich's übernehmen das Fohlen als Ragout zu essen, Vater!« Und der Pächter wendet sich an seinen Nachbar auf der andern Seite und

stösst mit ihm an, während der Bauersmann sich bekniffen umsieht und sich missmutig hinter den Ohren kratzt.

Mehr und mehr Gäste kommen, und die Stube füllt sich mit Dunst und Dampf von Bier und Tabak und Rum und Kognak und durchschwitzten Kleidern. Bisweilen sieht man ein bärtiges Mannsgesicht in der Öffnung an Stelle der Kellnerin. Das ist ein oder der andere Stammgast, der selbst bestellt und ein kleines Scherzwort zur Wirtin fallen lässt:

»Na, wie steht's, Frau Hansen? Können Sie immer noch im Bett ohne Stock liegen?«

»Bekomme ich bald mein Butterbrot, liebe Frau? oder wollen Sie vielleicht den Roggen erst ernten?«

»Das sollten doch wohl nicht alte Tüderpflocke gewesen sein, die Sie mir anstatt Radieschen gegeben haben?«

Plötzlich wird es still im Lokal, und alle Augen drehen sich nach der Tür, wo ein dienernder Handelsreisender steht, den Zylinder in der Hand und die Mustertasche unter dem Arm.

»Ist der Kaufmann Sörensen nicht hier?«

»Nein.«

»Sie sagten drüben im Laden, dass —«

»Nein.«

»Ist vielleicht einer der Herren —«

»Nein!« brüllt ein dritter.

»Dann bitte ich vielmals um Entschuldigung«, dienert der Handelsreisende und verschwindet schleunigst.

»Wir haben hier nicht die geringste Verwendung für Probenreiteschnauzen am Sonnabend!« schickt der dicke Pächter ihm mit schallender Stimme nach.

Da tritt ein neuer Gast ein. Es ist Inspektor Anderson von Lyngmosehof.

»Da ist, hol mich der Teibel, Anderson! Das war recht, Anderson! Sie sind'n Staatskerl, Anderson! Sind Sie heut auch in die Stadt gekommen, Anderson! Setzen Sie sich hierher und verhaften Sie einen mit!«

»Ich kann wirklich nicht; ich muss noch hin und her und 'rum in der Stadt!«

»Ach was, Anderson, morgen ist ja Feiertag! Ein Sodawasser mit avec, was?«

»Na ja, meineten!«

Und Anderson setzte sich und es wurde Sodawasser mit Kognak bestellt die ganze Runde.

Draussen auf der Strasse holpern die Wagen unaufhörlich vorbei, Einspänner und Zweispänner mit Männern, Frauen und Kindern. Es sind die Kleinbauern und Häusler, die zu ihrem Kaufmann fahren und die Gäule da in den Stall bringen. Sie haben einen Armvoll Grünfutter oder einen Sack Häcksel hinten im Wagen liegen; und das Vespurbrot für sich selber haben sie in Zeitungspapier eingewickelt in der Hintertasche ihres Schossrocks. Sie verzehren das Essen drinnen im Laden, auf der langen Holzbank unter den Fenstern sitzend oder auf einem Sack Kunstdünger, einem Packer Klippfisch oder einer Vierteltonne grüner Seife. Ein Gratisschnaps wird dann wohl dazu verschenkt; und wenn die Mahlzeit zu Ende ist, traktiert sie der Kaufmann mit einer Zigarre, schwarz wie die Nacht und beissend wie spanischer Pfeffer.

Viele Landleute haben ihre Frauen und Kinder mit und diese sieht man dann in kleinen Haufen die Hauptstrasse auf und nieder ziehen; und wenn eine

ein Band oder eine halbe Elle Kattun zu einer Haube kaufen will, wimmelt der ganze Schwarm in den betreffenden Laden; und alle müssen sie das Band besehen und ihr Gutachten über das Haubenzeug abgeben, während die Käuferin feilscht, handelt und tadelt, wie's Weiber zu tun pflegen, ob sie nun Kottessen heissen oder Bauersfrauen. Sind sie dann fertig und haben die Waren eingepackt bekommen und dem Verkäufer einen oder zwei Öre abgehandelt, wimmeln sie wieder hinaus auf die Strasse und beginnen ihre Wanderung auf und ab, bleiben vor den Fenstern und den Schaukästen stehen und zeigen sich bewundernd Hüte, Sonnenschirme, Broschen, Ringe und Ketten, die sie indes selten oder nie an einem gewöhnlichen Sonnabend kaufen; denn nur an Markttagen oder auf Auktionen geben Bauersleute ihr Geld für *Quatsch und Unsinn und Dreck* aus, aber dann können sie sich auch bisweilen das Unmöglichste anschaffen.

Da sagt plötzlich eine vernaschte Frau:

»Ja, nu wollen wir wohl und holen uns was zu knabbern?«

Die Frage wird von den andern Weibern mit breitem Lächeln und scherzhaften Ellbogenstössen aufgenommen. Und die ganze Bande zieht zum nächsten Bäcker, wo mit den Fingern Wienerbrot befühlt und in den Semmeln gewühlt wird. Man wählt und tadelt und tauscht um, bis man sich die Stücke zusammengesucht hat, die die meiste Gnade vor den betreffenden Augen finden. Und wenn man sich dann versehen hat, wandert man kauend die Strasse entlang. Und die wohlhabenderen tragen vorsichtig und sorgfältig auf der flachen Hand eine Ladung Wienerbrot in Zeitungspapier gewickelt. Das ist zum Sonntagskaffee, und hauptsächlich deswegen ist die Madam mit nach der Stadt gefahren; denn *Stadtbrod* zum Kaffeetröpfchen am Sonntagnachmittag grenzt an das *Wildeste*, was in bezug auf Traktament prästiert werden kann.

Beim Kaufmann findet man dann Vatern gewöhnlich in einer etwas gehobenen und menschenfreundlichen Stimmung. Er hat in der Wirtschaft nebenan Sören Mikkelsen und Per Klemmenson und Rasmus Graabæk getroffen, und sie haben alle viere *kleine Schwarze* in Runden gegeben; und sie schwatzen und lachen und klappen einander 'rum auf den Gliedern, und die Samstagsfreude schimmert in ihren Augen, während die Wohlwollenden den Ladenschwengel mit den Daumen in die Seite kitzeln.

Mutter lächelt streng, wie sie das sieht, benutzt aber nichtsdestoweniger die Situation, um noch ein halbes Pfund Kaffee und ein paar Stangen Cichorie ins Kontenbuch schreiben zu lassen.

Endlich wird dann angespannt. Und man steigt auf den Wagen unter zärtlichen Galanterieen des Mannes: Er kneift die Madam und die Töchter in die Waden und klopft ihnen scherzhaft auf das Hinterteil, während sie gebeugt auf den Radspeichen stehn, um auf den Wagenstuhl zu gelangen. Doch schliesslich kommt man da in Ordnung: Vater sitzt mit den Jungen auf dem vordersten Sitz. Den Hut hat er hinten im Genick, und die Pfeife hängt ihm in dem einen Mundwinkel; rot ist er im Gesicht, und er redet und gestikuliert und will absolut mit Per Klemmenson über die Peitsche verhandeln, der aber steht in einem berechtigten Geschäft in einem Winkel des Hofes und kehrt der ganzen Sache den Rücken. Und Mutter und die Mädchen

sitzen auf dem hintersten Sitz steif im Putz und tüchtig verärgert darüber, dass er sich so aufführen kann.

Endlich rollt man flott hinaus durch die Einfahrt und durch den Ort hindurch, während die Mädchen ein angstvolles *Gott bewahre!* ausstossen, jedesmal, wenn der Wagen gegen eine Treppe zu schleudern oder mit einem Laternenpfahl zu karambolieren droht.

»Aber Vater auch!« ruft die Madam und pufft ihn in den Rücken.

Aber Vater sitzt bloss und grinst leise und summt und grüsst mit der Peitsche nach Fenstern und Türen. Dann dreht er sich auf einmal zu der Frau um und sagt mit einer breiten Geste und einer etwas näselnden Stimme:

»Ich will dir mal eins sagen, Krestine . . ., dir und auch den Kindern: einen Abend vor Feiertag da soll Freude herrschen überall . . . reine Freude überall, Krestine! denn so ist es genau nach dem Gebot und Geheiss der Schrift, siehst du! und ich will 'mal sagen, ein Schnaps oder zwei . . . oder ich will sagen drei, das hat nichts zu sagen! denn habe ich euch auf Erden in all der Herrgottszeit, Krestine, glücklich und wohl durchgebracht, so will ich, hol mich der Deibel, euch noch glücklich bis ans Ende durchbringen . . ., Krestine!«

Und darauf gibt er einen Knall, dass die beiden dicken braunen Stuten über das Steinpflaster hintanzten wie Damhirsche.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Preussische Landtagswahlen Die Abgeordnetenwahlen am 16. Juni haben gegenüber den Urwahlen vom 3. Juni keine besonderen Überraschungen mehr gebracht. Das zahlenmässige Bild der Wahlergebnisse und der Mandatsverschiebungen seit 1893 stellt sich etwa folgendermassen dar:

Partei	Wahl 1893	Wahl 1898	Wahl 1903	Schluss d. Tag. 1908	Wahl 1908
Konservative	144	144	143	144	152
Freikonservative	65	58	59	64	60
Nationalliberale	84	75	79	76	64
Freisinnige Volkspartei	14	26	24	24	28
Freisinnige Vereinigung	6	10	8	9	8
Zentrum	95	100	97	96	105
Polen	17	13	13	13	15
Sozialdemokraten	—	—	—	—	6
Bei keiner Fraktion (einschliesslich Dänen)	8	7	10	7	4

Bei den beiden konservativen Parteien schwanken noch die Ziffern; doch handelt es sich nur um die gegenseitige Abgrenzung, die von jeher eine ziemlich unsichere war.

Auch der *Vorwärts* urteilt am 18. Juni, dass »die Reaktion nicht geschwächt sondern gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgeht«. Ob das nur der »genialen Politik des Freisinns« zu danken ist, darüber wird sich später noch sehr viel reden lassen. Die unerquickliche Tatsache selber jedoch sollen wir uns auch durch die berechtigte Freude an unserem isolierten Erfolge nicht verschleiern lassen. Der Grundzug der neuen parlamentarischen Gruppenbildung im preussischen Landtage ist die Verstärkung der Konservativen und Klerikalen, hauptsächlich auf Kosten der Mittelparteien, in erster Linie der Nationalliberalen, in zweiter Linie der Freikonservativen. Die Nationalliberalen, die sich schon als festen Kern eines Landtagsblocks und damit als führende parlamentarische Partei aus dem Wahlkampf zurückkehren sahen, haben nicht weniger als 12 Mandate eingebüsst, und zwar gerade in ihren besten Stammbezirken: im rheinisch-westfälischen Industrieviertel und

in Hannover. Das Gegenstück hierzu bilden die Schicksale des Zentrums. Wie Herr Dr. Julius Bachem hinterher ausplauderte, »konnte man noch vor wenigen Monaten mit gutem Fug auf eine Einbusse von etwa 10 Mandaten für das schlesische Zentrum rechnen«. Die Erregung über die Enteignungsvorlage, das Bündnis mit den Polen und die ganze sonstige Wahlkonstellation hat dem Zentrum seinen Besitzstand in Schlesien erhalten, im Rheinisch-Westfälischen gegenüber den Nationalliberalen sogar vermehrt und damit im ganzen den Polen 2, dem Zentrum mindestens 9 oder, je nach der Scheidung der *Fractionlosen*, noch mehr Mandatsgewinne verschafft. Alle weiteren Verschiebungen innerhalb der bürgerlichen Parteien sind dagegen verhältnismässig bedeutungslos. Trotzdem ist die Zentrumstellung gar nicht mit der Vorteilhaftigkeit der konservativen Position zu vergleichen. Die Konservativen haben freie Hand für jede Mehrheitsbildung: nach links hin bis zum Freisinn wie im Reichstag; oder ausschliesslich mit den freikonservativen und nationalliberalen Mittelparteien; oder mit dem Zentrum. Die Fühlungnahme mit der Regierung und der Einfluss auf die Regierung wird hier sehr leicht die Richtung bestimmen. Dem Zentrum, wenn es nicht vorwiegend Oppositionspartei bleiben sondern in altgewohnter Weise an einer dauernderen parlamentarischen Mehrheitsbildung teilnehmen will, bleibt vorläufig nur die Hoffnung auf die Konservativen übrig oder auf das freiwillige Abrücken der Regierung von der zentrumsfeindlichen Blockpolitik. Aus den Betrachtungen des Herrn Dr. Bachem klingt in der Tat sehr verständlich die Empfehlung des Zentrums als verlässliche Regierungsstütze, klingt der Wunsch nach Begrabung der Streitaxt heraus: »Nicht sofort! Das wäre auch gar nicht erwünscht . . . Aber die Landtagswahl schafft Vorbedingungen für die allmähliche Abkehr von einer Politik, die unweise und undurchführbar ist. Die dauernde Ausschaltung des Zentrums aus unserem öffentlichen Leben wäre eine Torheit und Unmöglichkeit zugleich. Ich glaube übrigens, dass die Regierung diesen Gedanken gar nicht hat. Er wäre auch gar zu unstaatsmännisch. Wenn sie ihn aber hätte, so könnte sie ihn jedenfalls nicht verwirklichen. Das ist auch von konservativer Seite oft und deutlich genug ausgesprochen worden, namentlich von der *Kreuz-*

zeitung, die, es mag einem lieb oder leid sein, immer noch mehr bedeutet als irgendein anderes beliebiges Parteiblatt, auch wenn es ein *grosses* ist.« Selbst mit dem Fürsten Bülow scheint Herrn Dr. Bachem der Friedensschluss nicht undenkbar. Zwar sei Fürst Bülow in der Zentrumsparlei sehr schlecht angeschriebens, da sein Auftreten gegen Zentrumsmitglieder und gegen die Gesamtpartei am Ausgang des Jahres 1906 den »Eindruck der Hinterlistigkeit« gemacht habe; die *Kölnische Volkszeitung* habe vor kurzem sogar von »einem tigerartigen Sprung an die Kehle des Zentrums« gesprochen. Aber der Zentrumswortführer sieht offenbar noch lange nicht alle Verbindungen für immer zerschnitten; »man kann nun über Preussen aus der Blockpolitik im Reiche heraus; das ist für Staatsmänner, welche nicht von der Hand in den Mund leben, eine erwünschte Sache . . . Ob der Ausfall dieser Wahlen der Regierung gar so unerwünscht ist? . . . Das Nichtzustandekommen des *Kulturblocks* im preussischen Abgeordnetenhaus ist eine Erleichterung für die Regierung. Kaum jemals ist die Stellung der Regierung im Deutschen Reiche wie in Preussen so stark gewesen wie heute.« Das meine ich auch, nur in einem etwas anderen Sinne. Das Wettrennen der Liberalen und des Zentrums um den Regierungsanschluss wird sich zunächst noch steigern, und ein paar Vorteile hat im Augenblick wieder das Zentrum erungen; bei einer solchen Partei weiss die Regierung doch wenigstens, was sie an ihr hat, während mit den liberalen Parteipolitikern schwer zu rechnen ist. Bei den Steuervorlagen im Reichstage wird die Entscheidung wahrscheinlich fallen müssen, und nicht einmal Fürst Bülow persönlich braucht mit Bangen diesem Zeitpunkt entgegen zu schauen.

×

England-Frankreich-Russland Die Begegnung zwischen dem König von England und dem Zaren hat, unter dem Beisein angesehenster diplomatischer und militärischer Vertreter, in Reval stattgefunden. Ende Juni wird, wie bereits früher erwähnt, der Präsident der französischen Republik, trotz des Protestes der französischen Sozialisten, seine Aufwartung am Zarenhof machen. Die amtlichen und halbamtlichen russischen und englischen Pressausserungen laufen selbstverständlich wiederum darauf hinaus, dass man in Reval den Weltfrieden

wesentlich zu festigen bestrebt gewesen sei. In den deutschen Kundgebungen sind sichtbar zwei Strömungen zu unterscheiden. Die eigentliche offiziöse Presse will in der ganzen Geschäftigkeit der Ententepolitik nicht das geringste für Deutschland Beunruhigende sehen und mahnt kaltes Blut zu bewahren. Ein anderer Teil der Presse, der aber sehr oft gleichfalls gute Beziehungen zum Auswärtigen Amt in der Wilhelmstrasse unterhält, spinnt dafür um so eifriger den Faden von der beabsichtigten Einkreisung Deutschlands weiter. Manche Blätter sind sogar morgens beruhigt und abends bedenklich aufgebracht. Die selben wirklichen oder nur scheinbaren Widersprüche wiederholen sich offenbar in den Regierungskreisen selber; von der einen Stelle gehen Beschwichtigungsversuche, von der anderen Alarmsignale aus.

Wir können, da wir nur auf die vagsten Vermutungen angewiesen sein würden, über die Einzelheiten der jüngsten internationalen Vorgänge nicht urteilen. Über den allgemeinen Standpunkt jedoch, den auch die Arbeiterklasse Deutschlands — und Österreich-Ungarns! — nicht verlassen kann, sprach ich mich bereits hier (pag. 755-756) kurz aus. Da ein angesehenes englisches Blatt neuerdings nochmals die naive Frage aufwarf, was Deutschland denn überhaupt an Verständigungen und Vereinbarungen zwischen anderen Staaten über ihre Spezialfragen auszusetzen habe, nachdem es selber Dreibunds- und andere Abkommen, unter Fernhaltung von Aussen-seitern abgeschlossen habe, so sei auch heute nochmals das folgende betont. Vereinbarungen wie der Dreibundsvertrag oder das Nordsee- und Ostseeabkommen schaffen und vergeben keine Expansionsgebiete, was selbstverständlich immer nur auf fremder Leute Kosten geschehen könnte, sondern sie sichern nur gegen Störung und Friedensbruch, was jeder Teilnehmer längst schon als anerkannten internationalen Besitzstand hat. Nur wer Konflikte herbeiseht, kann sich gegen Solidarbürgschaften solcher Art auflehnen wollen. Die sogenannten *Ententen* der letzten Zeit dagegen vergeben Rechte und Gebiete, die den Teilnehmern gar nicht gehören und zustehen. Sie setzen sich über grundsätzlich gleichberechtigte internationale Interessen nach Möglichkeit hinweg, um nach Kräften national ausschliessliche Vorrechte und Vorzugsstellungen der be-

sonderen Vertragsschliessenden gegenüber dritten, durchaus nicht Uninteressierten zu schaffen. Ägypten mag bei Seite bleiben, aber Marokko, Persien, die Türkei sind weder englischer noch französischer noch russischer Besitz. Entweder hält man es, wie so viele unserer Parteigenossen, mit dem Prinzip *des Händes weg!*; dann kann aber die Internationalität nicht darin bestehen, dass man selber bescheiden zurücktritt und andere dafür um so unbescheidener sich da festnisten lässt, wo sie nichts zu suchen haben: die Internationalität liefe ja sonst schnurstracks auf ihr Gegenteil hinaus: auf fahrlässig schwächliche Forderung des nationalen Imperialismus und Chauvinismus, allerdings immer fremden, niemals des eigenen Imperialismus. Oder man gesteht allen kapitalistisch höher stehenden, emporstrebenden Staaten ein ernstes Interesse an der ökonomischen Expansion, an der dauernd offenen Tür und sonstigen Rechten in anderen Erdstrichen zu: dann ist es vollends selbstverständlich, dass man sich bei der Verfügung über solche Erdstriche nicht freiwillig ausschalten lässt; dann ist jedes Sonderabkommen, das auf eine solche Ausschaltung mehr oder weniger hinausläuft, ein Missachten der internationalen Gleichstellung und Gleichberechtigung, wie sie schliesslich allein die Grundlage dauernder friedlicher Fortschritte im modernen Völkerleben bilden kann. Man mag ein solches Abkommen im einzelnen Fall nicht für wichtig genug halten, um einen grossen Protestapparat dagegen in Bewegung zu setzen. Man mag es auch dann noch, wenn sich die Fälle häufen, zahneknirschend ertragen, weil die Koalition der Nutzniesser der Ententen im Augenblick unüberwindlich ist. Aber ein gefährliches Spiel mit dem Feuer bleibt ein solches politisches Einkreisungssystem unter allen Umständen.

Bei den Revaler Abmachungen sind wir in Deutschland jedoch noch nicht einmal die Nächstbetroffenen. Offenbar handelt es sich jetzt um ein russisch-englisches Vorgehen in den Balkanfragen, und es wird sich sehr bald zeigen, wieweit man dabei Österreich-Ungarn zu eliminieren bestrebt war.

Aber selbst bei glattestem weiteren Verlauf bleibt die unverkennbare tiefgehende Erregung in Deutschland, die allen Flotten- und Heeresvorlagen der Regierung eine willige Mehrheit sichert.

X

X

Persien

Ganz unmöglich wäre es übrigens nicht, dass sich Persien als Ablenkungsmittel gegen ein englisch-russisches Vorgehen auf dem Balkan bewährt. Im Norden und Nordwesten Persiens hören die Zusammenstöße mit russischen und türkischen Truppen nicht mehr auf. Den Russen gegenüber sollen nomadisierende persische Banden der schuldige Teil sein, während andererseits kurdische Irreguläre die Angreifer bilden sollen. Im ganzen Innern ist ein wüstes Chaos, ein stiller Bürgerkrieg ausgebrochen. Im Kampf zwischen dem Parlament und dem Schah ist augenblicklich der Schah wieder einmal oben auf. Dagegen wehrt sich die Bevölkerung der Hauptstadt durch eine allgemeine Geschäftseinstellung und gelegentliche Tumulte. Noch verwickelter wird die Lage dadurch, dass die führenden Köpfe der parlamentarischen Opposition allesamt *Nationalisten* und deshalb gegen Russland und England aufgebracht sind, denen sie eigenmächtige Verfügung über persische Gebietsteile, in dem bekannten Asienvertrag, vorwerfen. Jeder Tag kann hier einen vollkommenen inneren Zusammenbruch und unberechenbare Kämpfe nach aussen bringen.

× **Kurze Chronik** Die Schweiz hat grundsätzlich dem von Deutschland vorgeschlagenen Schiedsgerichtsverfahren zugestimmt, um nachzuprüfen, ob in der deutschen Rückvergütung des Getreidezolls an exportierende Mühlen eine Ausfuhrprämie stecke. Auch das staatliche Monopol des Getreide- und Mehlhandels wird in der Schweiz mehr als je erörtert. × Zwischen England und Nordamerika ist durch Vertrag das Porto für den einfachen Brief auf 1 d (8½ Pf.) herabgesetzt worden. Hoffentlich lässt ein ähnlicher deutsch-amerikanischer Vertrag nicht lange auf sich warten.

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

Preussische Landtagswahlen Das Wahlergebnis muss vom Parteistandpunkt aus für die Sozialdemokratie sehr erfreulich genannt werden: 6 Sozialdemokraten werden im preussischen Landtag sitzen, der bis jetzt noch nie auch nur einen sah. Der Erfolg ist zum überwiegenden Teil dem Eifer und der Tatkraft der Parteigenossen, und namentlich der Berliner, zu danken, die eine einmal ihnen übertragene Aufgabe

mit Zähigkeit und Opferwilligkeit durchzuführen wissen. Auch diese Wahl bringt erneut zur Erinnerung, über welch treffliches Material die Partei verfügt. Mit einer solchen Armee liesse sich politisch Grosses erreichen, wenn der Bravour der Truppe die Strategie des Generalstabs entspräche.

Ein Teil des Erfolgs wird in der gegnerischen Presse dem *Wahlterrorismus* zugeschrieben, den die Sozialdemokratie gegen kleine Geschäftsleute usw. ausgeübt hat. Es sei daher noch einmal hier festgestellt, dass die Benutzung wirtschaftlicher Machtmittel zu politischen Zwecken von der Sozialdemokratie prinzipiell verurteilt wird. Wenn diesmal trotzdem die wirtschaftliche Abhängigkeit politisch ausgebeutet wurde, so geschah es, wie vorher ausdrücklich ausgesprochen, zu dem Zweck, um der öffentlichen Abstimmung, die dergleichen ermöglicht, ein Ende zu bereiten. Es geschah also nur in diesem einen Fall und nur für diesen einen Zweck. Das an sich unethische Mittel sollte lediglich die Konsequenzen der öffentlichen Wahl mit ihrem Gewissenszwang demonstrieren, sie geschah also gerade im Dienst politischer Sittlichkeit. Gleichzeitig aber ist sich die Partei dessen bewusst, dass dieses Mittel nur in diesem einzigen Fall der Notwehr berechtigt ist, dass eine Übertragung auf andere Situationen unter allen Umständen zu verwerfen ist. Politisch genommen präsentiert sich das Gesamtergebnis der Wahl freilich wesentlich anders als unter dem Gesichtswinkel des reinen Parteiinteresses. Diese Wahl sollte über die Reform des preussischen Wahlrechts entscheiden und einen Umschwung der preussischen Politik anbahnen. Ihr Ausgang hat solche Hoffnung fürs erste vernichtet. Die Zusammensetzung des preussischen Landtags ist einer Wahlreform eher noch ungünstiger geworden, die Mehrheitsverhältnisse sind im wesentlichen die gleichen geblieben, ja man kann noch eine kleine Verschiebung des Schwerpunkts nach rechts konstatieren. Die beiden einzigen politischen Parteien, die es in Deutschland gibt, die Konservativen und das Zentrum, sind in Ruhe und Besonnenheit den Weg ihrer Interessen gegangen und haben dadurch ihre Machtstellung neu befestigt. Die übrigen Parteien und Gruppen, und namentlich die wahlreformfreundlichen, haben zwar viel Wesens und Zeitungsgeschrei gemacht, aber sie hatten so viel mit ihrer gegen-

seitigen Bekämpfung zu tun, dass sie den Kampf selber vollständig vergassen. Der Ausgang der Wahl hat gezeigt, wie wenig die preussische Bevölkerung die Bedeutung ihres Wahlrechts und ihres Parlaments überhaupt kennt. Nur die Rechte in ihrer kraftvollen, geschlossenen Art kennt sie und handelt danach. Das Bürgertum, die freien Berufe, alle die unterschiedlichen Intellektuellen haben sich nicht gerührt. Man kann ihnen nicht einmal einen Vorwurf daraus machen. Das Wenige an politischem Interesse, das in Deutschland aufzutreiben ist, wird von dem weit dekorativeren Reichstag absorbiert. Und schliesslich: 15 Jahre sind es jetzt her, seit Bernstein die Beteiligung an den preussischen Landtagswahlen als aktuelles politisches Problem hinstellte, seit Arons seine Arbeit für eben diese Beteiligung begann, die er unermüdlich die ganze Zeit über fortgeführt hat; wenn es so langer Zeit bedurfte, um selbst der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, die es doch in erster Linie anging, die Wichtigkeit der preussischen Landtagswahl beizubringen, so kann man es den übrigen, politisch lange nicht so gedrückten Schichten der Bevölkerung am Ende nicht verdenken, dass sie heute noch davon nichts wissen. Die Aussichten einer preussischen Wahlreform liegen jetzt schlechter als jemals zuvor. Der objektiv Urteilende wird die sozialdemokratische Partei nicht von der Schuld daran freisprechen können. In dieser Zeitschrift ist nachdrücklich die Konzentration aller Wahlreformfreunde empfohlen worden. Natürlich, unmittelbar vor der Wahl war es zu spät dazu. So etwas wird eben nicht durch irgend eine Wahlparole erreicht sondern durch lange Vorbereitung und Schulung des politischen Denkens. Gerade diejenigen, die von der *Bewegung* so wenig und alles vom *Endziel* halten, sollten auch in einem politischen Kampf das Endziel einige Jahre früher im Auge haben und die ganze Methode danach einrichten. Die Liberalen sind wirklich so unpolitisch wie nur möglich; ihre Praxis zeichnet sich weder durch Klugheit noch durch Noblesse aus. Alle Vorwürfe und Anklagen, die wir auf ihr Haupt häufen, sind mehr als berechtigt — am wenigsten vielleicht noch die wegen der Teilnahme am Block, die ihnen doch ein Zipfelchen der Macht oder wenigstens deren Illusion gibt und ihnen daher nicht so zu verübeln ist —, wir wissen, dass der deutsche Liberalismus überall ein sehr

wenig charakterfester und sehr wenig intelligenter Bundesgenosse war, und um seinetwillen verdient er wirklich nicht die geringste Unterstützung. Aber als politische Partei hat die Sozialdemokratie nicht die Aufgabe des Schulmeisters, der nach der Zensur im Betragen lobt oder straft, sondern sie hat ihr eigenes Interesse wahrzunehmen und sich der Hilfsmittel zu bedienen, die sich bieten. Eine von langer Hand vorbereitete Kooperation aller Wahlreformfreunde hätte die einzige Möglichkeit des Erfolges geboten. Die sozialdemokratische Presse scheint sich aber zum grossen Teil immer nur darüber Sorgen zu machen, dass sie durch solch ein Zusammengehen eventuell dem Liberalismus zu viel Gutes tun könnte. Es ist merkwürdig, dass die sozialdemokratische Partei in wirtschaftspolitischen Fragen, in denen sie sich in Wahrheit vom Liberalismus unterscheiden sollte, ihm bedingungslos folgt und ihm auch Dienste erweist, die sich mit dem Klasseninteresse der Arbeiter kaum vertragen, dass sie aber in rein politischen Dingen über eben diesen Liberalismus so streng zu Gericht sitzt, den sie trotz seiner Unwürdigkeit zu starken in diesem Punkt Anlass hätte.

Zuzugeben ist, dass diese Versäumnis in den letzten Monaten nicht mehr nachgeholt werden konnte, dass die Integrierung der psychologischen Differentiale zu weit fortgeschritten war, um von blossen Erwägungen politischer Klugheit unwirksam gemacht werden zu können. Es ist sehr anerkennenswert, dass zum Beispiel das *Berliner Tageblatt* — das unter seiner jetzigen Leitung ja überhaupt ein ausgesprochen demokratisches Gepräge und einen frischen Zug bekommen hat — noch nach den Urwahlen einer Sammlung der linken Elemente das Wort redete, um zu retten, was noch zu retten war. Aber neben dem *Berliner Tageblatt* und der *Frankfurter Zeitung* standen eben die *Vossische* und die *Freisinnige Zeitung* und die Kopsch und die Fischbeck, und ihnen gegenüber stand wieder die Sozialdemokratie, in der zwar die Bereitwilligkeit zu einem ehrlichen Zusammengehen vorhanden war — symptomatisch hierfür sind die Vorgänge im Wahlkreis Teltow-Beeskow —, die aber nicht so plötzlich eine jahrelange Parteigewöhnung abschütteln und von agitatorischer Werbearbeit zu politisch fruchtbarer Beschränkung übergehen konnte.

Die sozialdemokratische Partei hat jetzt

wieder einmal 5 Jahre, um über die Lehren der Wahl nachzudenken. Es ist auch nicht anzunehmen, dass sie durch einen allzu heftig entbrennenden Wahlrechtskampf darin gestört werden wird. Die Regierung wird sich schwerlich mit der Wahlreform beeilen. Freiherr von Zedlitz und Neukirch, das politische Barometer Preussens, zeigt da auf *Sehr trocken*. Im Tag vom 18. Juni schreibt der Genannte mit gelassenem Hohn: «Vor allem . . . wird die starke Abneigung eines sehr grossen Teils unserer Wählerschaften gegen jede tiefgreifende Abänderung der Grundlagen unseres Wahlrechts und namentlich der Wahlkreiseinteilung nach ihrem vollen Gewicht gewürdigt werden müssen. Der Ausgang der Wahlen spricht nicht nur gegen die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preussen sondern auch gegen die Einführung des nationalliberalen Pluralwahlrechts . . . So verengt sich der Rahmen für die von der Regierung geplante Wahlreform immer mehr; um so schwieriger wird die gesetzgeberische Aufgabe, und um so reiflichere Überlegung erheischt sie.» Wir haben also Zeit, und es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass wir sie zur Vervollkommnung oder gar Revision unseres politischen Regelschatzes benutzen.

Die ersten 6 Sozialdemokraten, die in den preussischen Landtag einziehen, sind die Genossen Borgmann, Heimann, Hirsch, Leinert, Dr. Liebknecht und Ströbel. Wir wünschen ihnen den besten Erfolg für ihr schwieriges, verantwortungsreiches Amt. Über die Art, wie die Kandidaten nominiert wurden, wird aber noch manches zu sagen sein. Man konnte entweder das Prinzip der Autonomie der einzelnen Wahlkreise aufstellen oder aber — was hier, wo es sich um ein erstes Eindringen in ein neues Gebiet handelt, wohl das richtigere gewesen wäre — die Nominierung zur Sache der Gesamtpartei erklären und sie von Organen der Gesamtpartei vornehmen lassen. Dagegen lag kein Anlass vor das Gross Berliner Zentralkomitee mit dieser Aufgabe zu betrauen. Dieses hat nicht den mindesten Beruf als Wohlfahrtssausschuss der Partei zu fungieren. Die Gesichtspunkte, von denen es in Kandidatenfragen ausgeht, scheinen von denen der Politik in der Tat sehr weit entfernt. Bei aller Hochschätzung der Gewählten muss man doch sagen, dass die erste sozialdemokratische Landtagsfraktion in Preussen sich aus

Leuten hätte zusammensetzen müssen, die als Parlamentarier oder Gewerkschaftsführer oder Theoretiker und Vorkämpfer auf dem Gebiet der preussischen Fragen sich bereits bewährt haben, deren Namen schon eine Bürgschaft für Erfahrung, Tatkraft und politischen Takt geben. Diese erste Fraktion ist doch berufen die ganze Tonart und das geistige Niveau des Hauses zu verändern; sie hat ausserdem noch die schwere Aufgabe die Wahlrechtsreform, mag deren Stand sein wie auch immer, auf die Tagesordnung zu setzen. Damit soll noch nichts gegen die Personen und die Qualitäten unserer jetzigen 6 Abgeordneten gesagt sein: sie sind sämtlich eifrige Genossen und besitzen auch Sachkenntnis. Sie werden sicherlich in die muffige Atmosphäre des preussischen Abgeordnetenhaus nach besten Kräften etwas frische Luft hineinzubringen suchen.

X

X

Schweden: Parteitag Der Parteitag der schwedischen Sozialdemokratie, der Pfingsten stattfand, beschloss als Wahldirektive natürlich in erster Linie die Stärkung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, gab aber gleichzeitig zu bedenken, dass die konservative Partei, die eine besondere Scharfmachergesetzgebung gegen die Arbeiter und namentlich gegen die Gewerkschaften vorbereitet, unter keinen Umständen die Mehrheit erlangen dürfe, dass daher ihr gegenüber die Liberalen zu unterstützen seien. Diese Politik entspricht durchaus dem reformistischen Grundcharakter der schwedischen Partei. Er wurde noch durch einen andern Akt des Parteitags bekräftigt. Die beiden Führer der Anarchosozialisten, die die Partei auf den Weg einer Gewalttaktik drängen wollten (vergl. die Rundschau in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 1. Band, pag. 71) wurden mit sehr grosser Mehrheit, mit 224 gegen 69 respektive 234 gegen 44 Stimmen, aus der Partei ausgeschlossen. Durch dieses Votum hat sich die Partei für den evolutionären Sozialismus und für den legalen Weg zu seiner Durchsetzung entschieden. In Sachen des Antimilitarismus wurde ein Kompromiss geschlossen, der den verschiedenen Anschauungen in der Partei die Möglichkeit gibt loyal neben einander zu wirken. In der Frage der Organisation kam man zu dem Ergebnis die bisher bestehende innige Verschmelzung der Partei und der Gewerkschaften fort dauern zu lassen; doch

sollen die Gewerkschaftsmitglieder, die mit der sozialdemokratischen Farbe ihres Verbandes nicht einverstanden sind, die Möglichkeit haben ausserhalb der Partei zu bleiben; zu einer sozialistischen *Zwangstaufe* organisierter Arbeiter durch den Entschluss einer Gewerkschaft der lokalen Parteiorganisation beizutreten kann es nicht kommen. Sehr radikal zeigte sich der Parteitag in der Alkoholfrage. Der Kampf gegen den Alkohol wurde ausdrücklich beschlossen, auch soll die Parteipresse so schnell wie möglich alle *alkoholischen* Inserate los zu werden suchen.

In den neuen, vergrösserten Vorstand (er besteht jetzt aus 23 Mitgliedern aus allen Teilen Schwedens) wurden einige Führer der Jugendorganisation hineingewählt, was vermutlich deren allzu einseitige Propaganda mehr mit den allgemeinen Grundsätzen und der Taktik der Partei in Einklang bringen wird. Zum Vorsitzenden der Partei wurde einstimmig Genosse Branting gewählt. Endlich sei noch berichtet, dass die Partei die Herausgabe einer sozialistischen Monatschrift beschlossen hat: eine sehr erfreuliche und für die geistige Entwicklung der Partei wichtige Tatsache. Unser schwedisches Bruderorgan wird unter der Leitung des Genossen Branting stehen und hoffentlich grossen literarischen und politischen Erfolg haben.

× **Kurze Chronik** Am 3. Mai wurde unserm toten Führer Auer, dessen energische Hand und über-

legenen Kopf wir gerade jetzt im preussischen politischen Kampf der letzten Zeit entbehren mussten, in Friedrichsfelde ein Grabdenkmal gesetzt. Dessen künstlerische Qualitäten sind bereits in der Rubrik *Bildende Kunst* (pag. 772) gewürdigt worden. × Die französischen Gemeindevahlen sind für die geringste sozialistische Partei ungünstig verlaufen: eine Folge ihrer selbstgewählten Isolierung, die an dieser Stelle oft bedauert wurde. × Die Wahl des Vorstandes der holländischen Sozialdemokratie, die im Anschluss an den Parteitag vorgenommen wurde, fiel im Sinne der von diesem gegebenen Direktive aus. Vorsitzender wurde Genosse Vliegen. Weiter wurden gewählt van Kuijkhof, Schaper, Mendels und Spieman. Die 467 Stimmen, die für van Ravesteijn abgegeben wurden, geben die richtige Stärke der *Marxisten* in der Partei wieder.

Gewerkschaftsbewegung / Ernst Deinhardt

Rückblick auf Vor einigen Monaten tat das Jahr 1907 ich in dieser Rundschau (1908, I. Band, pag. 184 ff.)

einen Rückblick auf das Jahr 1907, den ich jetzt nach den Mitteilungen der *Generalkommission* an den Gewerkschaftskongress in Hamburg berichtend ergänzen will. Ich hob damals bereits hervor, dass die gewerkschaftliche Mitgliederentwicklung sich nicht so günstig gestaltet habe wie in den Vorjahren, gab aber die voraussichtliche Mitgliederzunahme, mit der das *Korrespondenzblatt* rechnete, auf 150 000 an. Nun zeigt die Übersicht der *Generalkommission*, dass sich der Mitgliedererwerb im Jahre 1907 auf nur 73 853 oder 4,4 % beläuft, während die Jahre 1906 und 1905 einen solchen von 26 respektive 28,3 % brachten. Am Jahresschluss 1907 betrug die Mitgliederzahl der freien Gewerkschaften 1 873 146 gegen 1 799 293 Ende 1906.

Es hatten am Jahresschluss 1907 die Asphaiteure 484 (gegen Ende 1906 — 196), Bäcker 17 303 (+ 1284), Barbier 2271 (+ 342), Bauhilfsarbeiter 73 464 (— 11 147), Bergarbeiter 111 476 (+ 1229), Bildhauer 4360 (— 549), Blumenarbeiter 524 (+ 209), Böttcher 7919 (— 156), Brauereiarbeiter 33 177 (+ 4575), Buchbinder 22 059 (+ 1588), Buchdrucker 53 529 (+ 4067), Buchdruckereihilfsarbeiter 14 213 (+ 1524), Bureauangestellten 1422 (+ 234), Dachdecker 6167 (— 245), Fabrikarbeiter 136 885 (+ 13 670), Fleischer 3066 (+ 133), Formstecher 420 (— 65), Gärtner 4730 (+ 200), Gastwirtsgehilfen 6702 (+ 393), Gemeindearbeiter 26 207 (+ 2969), Glasarbeiter 16 980 (+ 2728), Glaser 4970 (+ 290), Hafenarbeiter 27 981 (+ 2758), Handlungsgehilfen 8194 (+ 1502), Handschuhmacher 3534 (— 152), Holzarbeiter 147 492 (— 4225), Hoteldiener 3253 (+ 302), Hutmacher 6893 (+ 87), Kupferschmiede 4072 (+ 11), Kürschner 2333 (+ 427), Lagerhalter 1953 (+ 356), Lederarbeiter 7874 (— 74), Lithographen 15 939 (+ 141), Maler 35 817 (+ 1048), Maschinisten 18 394 (+ 3535), Maurer 180 792 (— 2955), Metallarbeiter 362 204 (+ 24 365), Mühlenarbeiter 4584 (— 304), Notenstecher 415 (— 36), Photographen 410 (— 94), Portefeullier 3895 (— 82), Porzellanarbeiter 14 878 (+ 709), Sattler 7010 (+ 181), Schiffszimmerer 3738 (+ 123), Schirmmacher 450 (— 115), Schmiede 18 743 (+ 1047), Schneider

40 271 (— 863), Schuhmacher 38 158 (+ 2836), Seeleute 6535 (— 597), Steinarbeiter 18 449 (+ 747), Steinsetzer 10 253 (+ 676), Stukkateure 7398 (— 643), Tabakarbeiter 29 922 (— 2830), Tapezierer 8479 (+ 471), Textilarbeiter 126 440 (+ 14 908), Töpfer 11 349 (— 585), Transportarbeiter 88 961 (+ 7177), Xylographen 498 (+ 40), Zigarrensortierer 2901 (+ 174), Zimmerer 53 272 (+ 895), Zivilmusiker 1383 (+ 404) Mitglieder.

Von 61 Organisationen haben also nicht weniger denn 21 einen Mitgliederrückgang zu verzeichnen gehabt, 4 Organisationen, die der Konditoren, der Buchdrucker Elsass-Lothringens, der Graveure und der Wäscharbeiter haben sich mit den Verbänden der Bäcker, Buchdrucker, Metallarbeiter und Schneider vereinigt.

Die Zahl der weiblichen Mitglieder hat sich wieder recht günstig entwickelt und zwar besser als die der männlichen. Sie belief sich Ende 1907 auf 140 746 gegen 132 821 Ende 1906, was einer Jahreszunahme um 7925 oder rund 6% entspricht. Im Jahre 1906 betrug die Zunahme der weiblichen Mitglieder allerdings rund 50%.

Sehr günstig gestaltete sich das Kaswesen der Gewerkschaften. Die Gesamteinnahme der Zentralverbände bezifferte sich auf 51 396 784 (41 602 939) M. oder auf 27,4 (24,6) M. pro Mitglied. Schon aus dieser Ziffer geht hervor, dass die Gewerkschaften von Jahr zu Jahr ihre Fonds kräftigen. War es ihnen doch auch im Jahre 1907 möglich bei einer Gesamtausgabe von 43 122 519 (36 963 413) ihre Kassenbestände von 25 312 634 auf 33 242 545 M. zu steigern. Von den wichtigeren Ausgaben der Gewerkschaften sind zu nennen 13 196 363 (13 747 412) M. für Streikunterstützung, für Verbandsorgane 1 878 392 (1 594 009), für Agitation 2 271 271 (1 820 753), für Rechtsschutz 346 773 (342 339), für Gemassregelungenunterstützung 1 010 045 (795 209), Reiseunterstützung 869 148 (758 222), Arbeitslosenunterstützung 6 527 577 (2 653 296), Krankenunterstützung 3 482 822 (3 281 741), Invalidenunterstützung 384 562 (351 181), Sterbeunterstützung, Umzugs- und Notfallsunterstützung 1 385 808 (1 181 282), Stellenvermittlung 52 837 (26 559), Bibliotheken 276 588 (26 559), Unterrichtskurse 43 195, Statistiken 61 315, sonstige Zwecke 3 187 093, Konferenzen 418 737 (283 772), Generalkommission 240 164 (220 754),

internationale Verbindung 52 192 (21 417), Kartelle und Sekretariate 574 099 (420 709), Gehälter 691 753 (548 648), Verwaltungsmaterial 780 358 (763 375), Verwaltungskosten der Gau- und Lokalverwaltungen 5 360 296 M. Bemerkenswert ist die Steigerung der Arbeitslosenunterstützung um mehr als das Doppelte im letzten Jahr. Hier zeigen sich schon die Wirkungen der Wirtschaftskrisis. Unsere Übersicht über das deutsche Gewerkschaftswesen legt aber Zeugnis ab von der inneren Erstarkung der gewerkschaftlichen Organisationen.

X

Kongresse und Die Gastwirtsgehilfen
Verbandstage f en hielten ihren Verbands-

tag vom 12. bis zum 16. Mai in Leipzig ab. Es wurde gegen die gewerksmäßige Stellenvermittlung Stellung genommen, ebenfalls gegen das Trinkgeld, dessen gänzliche Beseitigung als Ziel der Organisation bezeichnet wurde. Die Massnahmen des Vorstandes zwecks Verschmelzung des Verbandes mit dem Hoteldienerverband wurden gut geheissen. In der ersten Maiwoche hielten die Textilarbeiter ihren Verbandstag in Leipzig ab. Es erfolgte die Einführung der Arbeitslosenversicherung. Die Beamtengehälter wurden im Sinne der Gewerkschaftskongressbeschlüsse verbessert.

Das geschah ebenfalls bei den Hafenarbeitern, die in der folgenden Woche in Hamburg tagten. Hier wurden auch einige Unterstützungseinrichtungen verbessert. Im übrigen beschäftigte man sich sehr eingehend mit der Verschmelzungsfrage.

In der dritten Maiwoche tagten die Lederarbeiter in Frankfurt a. M., die Schmiede in Dresden und die Stukkateure in Nürnberg. Bei den Lederarbeitern wurde die Frage der Verschmelzung der Lederarbeiterorganisationen zu einem Industriearbeiterverband sehr eingehend diskutiert. Über diese Frage soll in den beteiligten Verbänden durch Urabstimmung entschieden werden. Der Beitrag wurde auf 50 und 60 Pf. für männliche, auf 25 Pf. für weibliche Mitglieder festgesetzt. Die Unterstützungseinrichtungen wurden den Beiträgen entsprechend abgestuft, und zwar beträgt die Streikunterstützung 6, 12 und 14 M., die Arbeitslosenunterstützung schwankt zwischen 3 und 12 M., die Kranken- und Reiseunterstützung zwischen 1,80 und 5,40 M. Die Beamtengehälter wurden verbessert

und zwar erhalten die Vorstandsbeamten 2000 bis 2700, die Gaubeamten 1800 bis 2400, die Ortsbeamten 1800 bis 2100 M. pro Jahr.

Die Schmiede lehnten eine Verschmelzung ihres Verbandes mit dem Metallarbeiterverband mit 34 gegen 5 Stimmen ab. Es wurde Staffelfung der Beiträge in 3 Klassen beschlossen und zwar betragen die Beiträge 60, 40 und 25 Pf. Die Arbeitslosenunterstützung schwankt je nach der Beitragsklasse und der Mitgliedschaftsdauer zwischen 18 und 2,50 M., die Krankenunterstützung zwischen 10 und 2, die Streikunterstützung zwischen 14 und 8 M. pro Woche.

Die Stukkateure beschlossen die Einführung von 4 Beitragsklassen mit Beiträgen in Höhe von 50, 60, 70 und 80 Pf. Ferner wurde die Erwerbslosenunterstützung eingeführt, für die der Beitrag in allen Klassen gleichmässig 35 Pf. beträgt, und die vom 13. Tage der Erwerbslosigkeit in Höhe von 1,25 M. pro Tag bis zum Gesamtbetrag von 75 M. in einem Jahr gewährt wird. Die Streikunterstützung beträgt in der untersten Beitragsklasse 15 M. für Verheiratete und 12 M. für Ledige, sie steigt in den höheren Klassen um je 1 M. Für jedes Kind wird 1 M. extra bezahlt. Die Gehälter der Beamten wurden entsprechend dem Beschluss des Gewerkschaftskongresses normiert.

In der letzten Maiwoche tagten die Holzarbeiter in Stettin. Aus ihren Verhandlungen ist besonders bemerkenswert eine ausgedehnte Debatte über die Tarifbewegung und über die Maifeier, wobei sich die meisten Redner gegen die Arbeitsruhe am 1. Mai aussprachen. Wichtige taktische Beschlüsse wurden nicht gefasst. Der Verbandssitz, der sich seit 25 Jahren in Stuttgart befindet, wurde nach Berlin verlegt.

In der gleichen Woche hatten auch die Buchdrucker auf ihrer Tagung zu Köln ausgedehnte Taktikdebatten. Sowohl die Tarifpolitik des Verbandes wie die Sparten (Branchen)frage und die Haltung des Korrespondenten wurde in zum Teil erregten Auseinandersetzungen, die eine ganze Woche ausfüllten, eingehend erörtert. Irgend welche Beschlüsse, die eine Änderung der jetzigen Taktik bedingen, wurden nicht gefasst. Der Sitz der Korrespondentredaktion wurde von Leipzig nach Berlin verlegt. Die Buchdruckereihilfsarbeiter tagten in der Woche vor Pfingsten in München. Es wurde die Einführung

einer 5. Beitragsklasse beschlossen; den Wöchnerinnen wird eine einmalige Unterstützung in Höhe von 10 M. gewährt; die übrigen Unterstützungen werden erheblich modifiziert. Auch die Beamtengehälter werden den Beschlüssen des Gewerkschaftskongresses entsprechend aufgebessert. Die *Solidarität* soll ab 1. Oktober wöchentlich erscheinen.

Während der Pfingsttage fanden auch die Verbandstage der Photographengehilfen und der Handlungsgehilfen in Berlin respektive München statt. Die Photographengehilfen sprachen sich im Prinzip für Anschluss ihrer Organisation an den Lithographenverband aus. Über die Frage soll endgültig durch Urabstimmung entschieden werden. Die Handlungsgehilfen erhöhten ihre Beiträge auf 1,20 M. pro Monat für männliche, 80 Pf. für weibliche Mitglieder, die Unterstützungsdauer der Stellenlosenunterstützung von 10 auf 12 Wochen.

Schliesslich ist noch kurz über den 7. internationalen Textilarbeiterkongress zu berichten, der vom 25. bis zum 29. Mai in Wien stattfand. Es gab dort wieder eine Auseinandersetzung mit den Engländern über die Beitragsleistung zu einem bereits im Jahre 1902 in Zürich beschlossenen internationalen Streikfonds, zu dem pro Kopf und Jahr 10 c. Beitrag geleistet werden sollte, während die Engländer nur 2 c. leisten wollen. Die Regelung der Frage wurde bis zum nächsten Kongress im Jahre 1911 verschoben. Künftig soll das bisher in zwangloser Folge erscheinende internationale Korrespondenzblatt alle 2 Monate erscheinen.

× **Kurze Chronik** Aus einer vom Zimmererverband aufgenommenen Tarifstatistik geht hervor, dass dieser Verband im Jahre 1907 135 Tarifverträge abgeschlossen hat, die sich auf 542 Orte mit 1224 Betrieben und 8081 beschäftigten Zimmerern erstreckten. Bis zum Jahreschluss 1907 waren vom Verband 402 Tarifverträge, auf 2842 Orte mit 5914 Betrieben und 49019 Zimmerern, abgeschlossen. Von diesen Verträgen galten 269 nur für Zimmerer, an 68 sind die Maurer und an 63 Maurer und Bauhilfsarbeiter mit beteiligt. × Der Holzarbeiterverband war am Schluss des Jahres 1907 an 454 Tarifverträgen beteiligt, die sich auf 11039 Betriebe mit 93643 beschäftigten Personen erstrecken. × Der Lithographenverband gibt seit Mitte

April die *Graphische Jugend* heraus, die sich der Aufklärung der Lehrlinge im Lithographiegewerbe widmet. × Die *Brauereiarbeiterzeitung* erscheint seit ihrer Nummer vom 22. Mai in einer Auflage von 40 500, das bedeutet in noch nicht 2 Jahren eine Steigerung der Auflageziffer um 10 000. × Der englische Bergarbeiterverband beschloss durch Urabstimmung mit 263 000 gegen 178 000 Stimmen den Anschluss an die L. P.

× Literatur

Die letzten Wochen haben uns wieder viele und gute Gewerkschaftsliteratur gebracht, über die wir jetzt nur zum Teil und nur kurz berichten können. In erster Linie nenne ich hier Julius Deutsch' *Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung* (Wien, Brand/. Der den Lesern der *Sozialistischen Monatshefte* wohlbekannte Verfasser zeichnet hier mit sicherer, kundiger Hand ein Bild von der Entwicklung der österreichischen gewerkschaftlichen Bewegung vom Jahre 1848 an bis auf unsere Tage. Wir werden mit den mühseligen Organisationsversuchen in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren, den Kämpfen mit einem brutalen, rückständigen Unternehmertum und einer willkürlichen und brutalen Polizei, mit den tiefgehenden Bruderkämpfen zwischen der Lassalleschen und der Schultze-Delitzschen wie zwischen der gemässigten und radikalen Arbeiterbewegung bekannt gemacht (vergl. auch den Artikel Otto Hues *Aus der gewerkschaftlichen Sturm- und Drangperiode* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 713 ff.). Die Kämpfe um das Koalitionsrecht wie um die politische Gleichberechtigung der Arbeiterklasse, die Kämpfe um die Organisationsform werden uns treffend geschildert und alle die Leidenswege, die gerade die österreichische Gewerkschaftsbewegung infolge der rückständigen Volksbildung, der sprachlichen Hindernisse wie der nationalen Vorurteile zu überwinden hatte. Gerade diese Schilderungen über die Lage und die Verfassung des österreichischen Arbeiterstandes verdienen besonderes Interesse, sie bilden einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte. Auch der Volkswirt zieht aus dem Buche reichen Gewinn, da es einen guten Überblick über die Entwicklung der österreichischen Volkswirtschaft innerhalb der letzten 40 Jahre bietet. Schliesslich zeigt das Werk auch gleichzeitig ein grosszügiges Bild der

österreichischen sozialdemokratischen Parteibewegung. Für den Gewerkschafter sind es aber vorzüglich die Kapitel, in denen der Werdegang und die Taktik der österreichischen Gewerkschaftsbewegung geschildert werden, die ihm das Buch besonders wertvoll machen. Es sei allen zur eifrigen Lektüre empfohlen. × Die Literatur über das Tarifvertragswesen erhält eine gute Bereicherung durch Dr. Adolf Günthers *Tarifvertrag in München, seine geschichtliche Entwicklung, seine rechtliche Struktur, seine statistisch-wirtschaftlichen Grundlagen* (München, Lindauer/, bereits in der Rubrik *Sozialpolitik* in diesem Bande (pag. 632 ff.) erwähnt. Obwohl das kleine Werk nur über Münchener Verhältnisse berichtet, verdient es doch allgemeines Interesse. Ich möchte es sogar dem besten an die Seite stellen, was in den letzten Jahren an Tarifvertragsliteratur erschienen ist. × An statistischen Arbeiten verdienen Erwähnung die Publikationen des Bauhilfsarbeiterverbandes *Lebenshaltung und Arbeitsverhältnisse der deutschen Bauhilfsarbeiter* und des Gewerkschaftssekretariates in Hannover-Linden *Die wirtschaftliche Lage der Arbeiter von Hannover-Linden und Umgegend*; über letztere wurde bereits in der Rubrik *Sozialpolitik* (pag. 633) referiert. × Von der sonst vorliegenden gewerkschaftlichen Literatur sei noch eine gute Broschüre Paul Umbreits über das aktuelle Thema *Der Stand der gelben Organisationen in Deutschland* (Berlin, Cohen) hervorgehoben. × Endlich verdient das vom Holzarbeiterverband herausgegebene *Handbuch für Verbandsfunktionäre* weiteste Beachtung. Es führt uns in das ganze Organisationsgebiet einer grossen Gewerkschaft ein, es gibt den Verbandsfunktionären Aufschluss und Anleitung für alle vorkommenden Arbeiten und Aufgaben einer Organisationsleitung und ihrer Glieder. Diese Anleitungen werden durch zahlreiche Tabellen und Formulare dem Verständnis der Funktionäre näher gebracht. Aus diesem Buche wird der Gewerkschafter und Gewerkschaftsfreund reichen Gewinn ziehen.

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Das grosse Genossenschaftsjahr 1907 hat auch dem Zentralverband deutscher Konsumvereine einen ganz besonderen Aufschwung gebracht. Und zwar prägt sich dieser weniger in einer Ver-

mehrung der angeschlossenen Vereine — der sich naturgemäss allmählich immer engere Grenzen ziehen — sondern vielmehr in einem Wachstum dieser Vereine selbst aus. Die Zahl der Verbandsvereine stieg gegen das Jahr 1906 von 929 auf 985 oder um 6%, die der Bericht erstattenden von 886 auf 964 oder um 8,8%, deren Mitgliederzahl von 781 369 auf 885 074 oder um 13%, und der Umsatz sogar von 258 514 822 M. auf 303 794 452 M. oder um 17,5%. Wie sich im einzelnen die Geschäftsergebnisse dieser Vereine gestaltet haben, ist aus folgender Aufstellung ersichtlich:

Art und Jahr	Zahl	Berichtende Vereine	Mitglieder	Umsatz (in M.)	Reingewinn (in M.)	
Konsumvereine	1906	900	865	776 999	207 838 036	18 954 638
	1907	959	939	879 221	238 208 100	19 552 616
Produktiv- u. anhl. Genossenschaften	1906	28	20	4 370	4 173 549	134 576
	1907	25	24	5 853	5 720 132	119 427
G. E. G.	1906	1	1	—	46 503 237	281 070
	1907	1	1	—	59 866 220	504 910
insgesamt	1906	929	886	781 369	258 514 822	19 370 284
	1907	985	964	885 074	303 794 452	20 176 953

Besen-, Korbwarenfabrikation, Gurken-einlegerei, Destillation, Tischlerei, Nagelschmiede und Schuhreparaturwerkstatt. Das eigene Kapital der Konsumvereine einschliesslich der Geschäftsguthaben, Reserve- und anderen Fonds betrug im Berichtsjahre 26 061 243 M. oder rund 30 M. pro Mitglied. Der Grundbesitz des Vereins stand mit 38 741 367 M. zu Buche gegen 34 284 778 M. im Vorjahre. Beschäftigt wurden in diesen Vereinen 9662 in der Warenverteilung und 1810 in der Produktion tüchtige Personen. Von Interesse dürfte auch eine Zusammensetzung über die Berufszugehörigkeit der Konsumvereinsmitglieder sein. Es waren im Jahre 1907 von diesen Mitgliedern: selbständige Gewerbetreibende 54 552, selbständige Landwirte 13 349, Angehörige der freien Berufe, Beamte 32 196, Lohnarbeiter in gewerblichen Betrieben 568 986, Lohnarbeiter in landwirtschaftlichen Betrieben 19 287, ohne Beruf 55 341. Von all diesen Personen waren 652 604 männlichen und 91 107 weiblichen Geschlechts. In den letzten 4 Jahren hat sich die Zahl der weiblichen Mitglieder verdreifacht, während die der männlichen nur auf das Anderthalbfache gestiegen ist.

Eine erfreuliche Entwicklung weisen auch die eigentlichen Produktivgenossenschaften auf, die ihren Umsatz von 4 173 549 M. auf 5 720 132 M. oder um 37% vermehrt haben. Immerhin beträgt er noch nicht den 4. Teil der von den Konsumvereinen selbst produzierten Waren. Dabei entfällt etwa der 3. Teil des Umsatzes dieser Vereine auf die Konsumentenproduktivgenossenschaften, das heisst auf Produktivbetriebe, die sich im Besitze der Konsumenten befinden, also Organisationen, die logischerweise den Konsumvereinen zugezählt werden müssten. Daneben gibt es dann noch Übergangsformen, wie die Hamburger *Tabakarbeiter-Genossenschaft*, die teils den Arbeitern der betreffenden Betriebe teils den Konsumenten der erzeugten Waren teils dritten Personen gehören. Die Entwicklung dieser Genossenschaft zu einer Zentralproduktivgenossenschaft der Konsumvereine ist deutlich erkennbar durch die immer engere Angliederung an die G. E. G. Von den 24 zur Statistik berichtenden Produktivgenossenschaften beschäftigten sich 8 mit der Herstellung von Backwaren, je 4 mit der von Herren-garderobe und von Drucksachen, je 2 mit der von Möbeln und von Schuhwaren und

Der Umsatz der Konsumvereine, der bei weitem wichtigsten Gruppe, in der Gesamthöhe von 238 208 100 M. setzt sich zusammen aus einem Umsatz von 216 679 122 M. im eigenen und 21 528 978 M. im Lieferantengeschäft, wobei letzteres gegen das Vorjahr erfreulicherweise relativ etwas abgenommen hat. Aus eigenen Produktivwerkstätten entstammten für 26 914 137 M. Waren = 11,3% des Umsatzes, gegen 10,8% im Vorjahre. 140 Vereine betrieben Bäckereien, 22 Schlächtereien, 11 Mineralwasserfabrikation, 6 Konfektions- und Wäschebetriebe, 5 Kaffeeröstereien, je 3 Mosterei und Teigwarenfabrikation, 2 Molkerei und je 1 Käseerei, Sauerkraut-,

je 1 mit der von Konditorei- und Zuckerwaren, Zigarren, Kautabak, Bier, Sauerkraut. In diesen Genossenschaften wurden 1030 Personen beschäftigt, von denen jedoch nur 391 Mitglieder waren. Schon aus diesem Verhältnis geht der wenig echte Charakter dieser *Produktivgenossenschaften* hervor. Da in der G. E. G. 281 Personen beschäftigt waren, so betrug die Gesamtzahl der Ende 1907 in den Vereinen des *Zentralverbandes* tätigen Personen 12 783, davon 10 334 in der Warenverteilung und 2449 in der Produktion.

Aus dem Bericht über das Sekretariat und die Verlagsanstalt des Verbandes entnehmen wir folgende Mitteilungen: Die Arbeiten der Verlagsanstalt wurden im vergangenen Jahre in 4 Gruppen eingeteilt: 1. die kaufmännische Abteilung, 2. die Abteilung für Buchdruckerei, 3. die Abteilung für Redaktion und Verlag und 4. die in der Entwicklung begriffene Abteilung für Versicherungswesen. Ausserdem brachte das vergangene Jahr die Errichtung einer eigenen Druckerei im eigenen Verwaltungsgebäude des *Zentralverbandes*. In der Druckerei waren am 1. April 58 Personen beschäftigt, im Sekretariat 90 Personen, Leiter des letzteren ist Heinrich Kaufmann. Der Warenumsatz der Verlagsanstalt betrug im vergangenen Jahre 360 000 M., der dabei erzielte Überschuss 15 851 M. An der Spitze der redaktionellen Abteilung steht seit kurzem Dr. August Müller als Chefredakteur, dem Martin Krolk als Mitredakteur zur Seite gegeben ist. Die vom Verband herausgegebene *Konsumgenossenschaftliche Rundschau* erscheint gegenwärtig in einer Auflage von 8000 Exemplaren, 50 mehr als im Vorjahre. Das populäre *Frauen-genossenschaftsblatt*, das mit Beginn des neuen Jahres in ein *Genossenschaftliches Volksblatt* verwandelt wurde, hat seine Auflage von 144 400 auf 161 730 Exemplare gesteigert. Ausserdem erschienen im Verlage des *Zentralverbandes* das zehnjährige Jahrbuch und eine Anzahl Agitationsschriften, die in Hunderttausenden von Exemplaren zur Verteilung kamen, sowie zum Jahresschluss der *Konsumgenossenschaftliche Agitationskalender*.

X

X

Russland Der 1. russische Genossenschaftskongress, der vom 29. April bis zum 3. Mai in Moskau tagte, ist leider der Auflösung verfallen. Dies ist um so mehr zu be-

dauern als man auf diese Tagung grosse Hoffnungen für die Entwicklung der neuerdings so kraftvoll einsetzenden russischen Genossenschaftsbewegung gesetzt hatte. Die Verhandlungen, denen neben Arbeitern und Bauern auch eine grosse Zahl von Gelehrten, Schriftstellern, Studenten usw. beiwohnten, trugen ein durchaus zielbewusstes Gepräge, was wohl der Teilnahme von mehreren in der europäischen Bewegung sehr erfahrenen Genossenschäftern, wie Dr. Totomjanz, V. Selheim und anderen zuzuschreiben war. Die Arbeiten des Kongresses waren in Sektionen geteilt. Aus den Verhandlungen der Sektion der *Konsumvereine* heben wir folgende wichtigste Beschlüsse hervor: »Es ist notwendig, dass sich in den Dörfern die Konsumvereine mit anderen Genossenschaften verbinden, zum Beispiel mit Kreditgenossenschaften.« »Es ist besser, dass die Konsumvereine auch als landwirtschaftliche Genossenschaften dienen, denn die gesonderte landwirtschaftliche Genossenschaft kann unter dem Einfluss von undemokratischen Elementen (Grossgrundbesitzern usw.) leiden, während die Konsumvereine diesen schädlichen Einfluss paralisieren.« Weiter empfahl der Kongress die Abschaffung des Kreditgebens in Konsumvereinen, mässige Verzinsung auf Anteilseine und im allgemeinen Anwendung der Prinzipien von Rochdale. Den Angestellten der Konsumvereine wurde die Erwerbung der Mitgliedschaft und die Entsendung eines Vertreters in die Verwaltungen empfohlen; auch sollen besondere Kommissionen aus Genossenschäftern und Gewerkschäftern gebildet werden, die sich mit der Schlichtung etwaiger Streitigkeiten zu befassen hätten.

Die hauptsächlich aus Bauern bestehende Sektion der *Kreditgenossenschaften* beschäftigte sich im wesentlichen mit organisatorischen und technischen Fragen. In den Verhandlungen der Sektion der *Produktivgenossenschaften* wurde zu deren Stärkung eine Verbindung mit den Konsumvereinen und Gewerkschaften empfohlen. Alle Sektions- und auch die gemeinschaftlichen Sitzungen kamen zu der Überzeugung, dass eine Verbindung der verschiedenen Genossenschaftsarten notwendig und wünschenswert sei; die Polizei schien jedoch in dieser Verbindung eine besondere Gefahr zu erblicken und verbot die Unterhaltung darüber. Ferner referierte Dr. Totomjanz in einer solchen

gemeinschaftlichen Sitzung über die politische und religiöse Neutralität der Genossenschaften und Dr. Posse über die Aufgaben der Genossenschaftsbewegung in Russland. Als dieser ausführte, dass die Genossenschaften nichts vernichten sondern vielmehr neue Wirtschaftsformen schaffen, wurde auch er von der überwachenden Polizei unterbrochen. Infolge dieser fortgesetzten Händel entschloss sich die Kongressleitung bereits am 5. Sitzungstage den Kongress aufzulösen. Trotz dieses vorzeitigen Endes werden, so darf man hoffen, die Arbeiten des Kongresses befruchtend auf das genossenschaftliche Leben Russlands gewirkt haben.

×

Kurze Chronik Am 6. April fanden in Dresden und am 10. Mai in Darmstadt Protestversammlungen gegen die geplanten Sonderbesteuerungen der Konsumvereine in Sachsen und in Hessen statt. × Der Genossenschaftstag des *Allgemeinen Verbandes* wird vom 24. bis zum 29. August in Frankfurt a. M. abgehalten werden. × In Dänemark berichteten Ende 1907 zu einer vom dortigen Konsumvereinsverband veranstalteten Enquête 632 Konsumvereine, die 89 773 Mitglieder besaßen, einen Umsatz von 30 576 035 M. erzielten und von denen 563 Rückvergütungen in Höhe von 1 700 237 M. verteilten. × Die finnische Grossverkaufsgesellschaft *Suomen* hielt am 18. April in Abo ihre Jahresversammlung ab. Der Gesellschaft gehören 80 Konsumvereine an; der im Jahre 1907 erzielte Umsatz betrug 7 107 887 M., der Überschuss, der vollständig den Reserven zugeführt wurde, 123 051 M. Auf den Kopf der Bevölkerung des Landes berechnet hat die Gesellschaft im 3. Jahre ihres Bestehens bereits den erstaunlichen Umsatz von 2,80 M. erzielt. × Der seitherige Sekretär des *Verbandes schweizerischer Konsumvereine* Dr. Hans Müller ist nach London übersiedelt, um seine Tätigkeit ganz in den Dienst des *Internationalen Genossenschaftsbundes* zu stellen.

WISSENSCHAFT

Naturwissenschaften / Bruno Borchardt

Helium Die Verflüssigung des Heliums oder vielmehr seine Überführung in den festen Zustand soll Anfang März dieses Jahres

Herrn Professor Kamerlingh Onnes in Leiden gelungen sein. Die Verflüssigung der sogenannten *permanenten Gase* wurde durch die Andrewssche Entdeckung der kritischen Temperatur im Jahre 1869 ermöglicht und nahm im Jahre 1877 mit der Verdichtung des Sauerstoffs durch Cailletet in Paris und Pictet in Genf ihren Anfang. Die weiteren Erfolge auf diesem Gebiet hängen mit der Erniedrigung der Temperatur zusammen: je tiefere Temperaturen es herzustellen gelang, um so mehr permanente Gase gingen in den flüssigen Zustand über. Am meisten Widerstand leistete das Helium, jenes nächst dem Wasserstoff leichteste Gas, das schon lange durch die Spektralanalyse als Bestandteil der Sonne erkannt war, als es im Jahre 1895 durch Ramsay auch auf der Erde nachgewiesen wurde. Noch vor kurzem erwiesen sich alle Versuche das Helium zu verflüssigen als vergeblich, obwohl man bis zu einer Temperatur von -267° gedungen war, also nur noch 6° von dem sogenannten *absoluten Nullpunkt* entfernt blieb.

In neuester Zeit ist das Helium wieder viel genannt worden, da Ramsay bei ihm zuerst die Umwandlung von Elementen, nämlich die Umwandlung von Radiumemanation in Helium, feststellte. Es scheint also, dass das Helium unter den Elementen eine besondere Rolle spielt.

Auch bei den Onnesschen Experimenten verhält es sich anders als andere Gase. Onnes benutzte Heliumgas, das in einer geschlossenen Röhre auf 100 Atmosphären Druck komprimiert und in einem Bade flüssigen Wasserstoffs auf -259° abgekühlt wurde. Bei dieser tiefen Temperatur liess er das komprimierte Helium sich in ein Vakuum entspannen, wobei sich eine Wolke bildete, aus der sich eine flockige Substanz in der Röhre ansammelte, die in 20 Sekunden verdampfte; doch blieb etwas davon in der Röhre zurück, während der Druck auf eine Atmosphäre anstieg. Bei Verringerung des Druckes verflüchtigte sich die Substanz, ohne dass ein Zeichen von Verflüssigung zu bemerken gewesen wäre. Über die Tiefe der Temperatur, welche bei der Entspannung des komprimierten auf -259° gekühlten Helium erreicht wurde, ist noch nichts bekannt. Onnes meldete sein Ergebnis dem englischen Physiker Dewar telegraphisch mit den Worten: „Converted helium into solid. Last evaporating parts show considerable vapour pressures, as if liquid state is jumped over.“

×

×

Luft atmende Fische Dass die sogenannten *Labyrinthfische*, zu denen unter anderem der als

Zierfisch beliebte Makropodus und der indische Kletterfisch gehören, der direkten Luftatmung bedürfen, ist zwar lange vermutet, war aber einwandfrei niemals festgestellt. Cuvier nahm an, dass in dem sogenannten *Labyrinth*, einem an die Kiemenhöhle angrenzenden Hohlraum, in dem sich mehrere an den Kiemenbogen anschliessende gefaltete Knochenplättchen befinden, ein Vorrat von Wasser aufbewahrt werden könnte, der diesen Fischen, die länger als andere ausserhalb des Wassers aushalten können, das Atmen auf dem Lande eine Zeitlang ermöglicht. Diese Ansicht blieb länger als ein Jahrhundert unangetroffen. Als aber Hyrtl in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nachwies, dass die Knochenplättchen des Labyrinths beim Herausnehmen des Fisches aus dem Wasser kein Wasser zurückhalten können, dieses vielmehr sofort ausfliesst, wurde die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass es sich hier um einen Apparat zur direkten Luftatmung handeln könne, ohne dass die Frage trotz mehrfacher morphologischer Untersuchungen vollständig geklärt werden konnte.

Henninger veröffentlicht nun in den *Zoologischen Jahrbüchern* eingehende morphologische Untersuchungen, deren Ergebnisse, die eine respiratorische Bedeutung des Labyrinths wahrscheinlich machen, er durch direkte physiologische Experimente bestätigt fand.

Die zu untersuchenden Fische wurden nebst Kontrollfischen unter den verschiedensten Bedingungen beobachtet. Unter normalen Verhältnissen zeigten die Labyrinthfische eine viel geringere Kiemenatmung als die Kontrollfische, dagegen stiegen sie in regelmässigen Zwischenräumen an die Oberfläche empor, um Luft zu schöpfen. Wurde dann diese direkte Luftatmung dadurch verhindert, dass einige Zentimeter unter der Oberfläche des Wassers ein Netz gespannt wurde, während der Sauerstoffgehalt des Wassers durch grüne Pflanzen und künstliche Durchlüftung möglichst hochgehalten wurde, so beeinflusste dies die Kontrollfische in keiner Weise, die Labyrinthfische dagegen wurden unruhig, machten vergebliche Versuche durch das Netz zur Oberfläche zu gelangen und sanken dann unter starken Atembewegungen zu Boden. Schliesslich verlangsamten sich die Atembewegungen

wieder und die Tiere gingen ein. Die Zeit vom Beginn des Versuchs bis zum Tode war bei den verschiedenen Gattungen verschieden. So verlor Makropodus nach $3\frac{1}{2}$ Stunden die Fähigkeit des Gleichgewichts und verendete 7 Stunden 42 Minuten nach Beginn des Versuchs, während bei einer anderen Gattung, *Trichogaster*, bei gleichem Verlaufe der Tod erst nach 112 Stunden eintrat. Wurde das Netz entfernt als der Fisch schon ziemlich erschöpft war, so stieg er sofort zur Oberfläche und wiederholte die Aufstiege in schnelleren Zwischenräumen, bis er sich in etwa einem halben Tag völlig wieder erholt hatte.

Versuche ausserhalb des Wassers zeigten, dass Labyrinthfische in einem trockenen Porzellangefäss fast 6 Stunden aushielten, während der Kontrollfisch schon nach einer halben Stunde zu grunde ging. Henninger schob das Eingehen der Labyrinthfische auf das Eintrocknen ihrer Haut und wiederholte den Versuch mit der Abänderung, dass der Boden des Gefässes mit angefeuchteten Pflanzen bedeckt wurde. Tatsächlich lebte auch in diesem Fall der Kontrollfisch nur eine halbe Stunde, während der Labyrinthfisch Makropodus 27 Stunden ausdauerte und vielleicht nur deshalb einging, weil die Pflanzen nicht wieder angefeuchtet wurden.

Schliesslich wurden die Tiere in abgekochtes Wasser gebracht, wo die Kontrollfische aus Mangel an Sauerstoff bald zu grunde gingen, die Labyrinthfische dagegen irgend welche Zeichen von Missbehagen nicht zeigten sondern regelmässig Luft an der Oberfläche schöpften. Wurde aber die Atmungstätigkeit dadurch ausgeschlossen, dass das abgekochte Wasser in einer luftdicht verschlossenen Kochflasche sich befand, so gingen die Labyrinthfische noch schneller ein als die Kontrollfische; sie haben also ein grösseres Sauerstoffbedürfnis als diese.

Die Versuche lassen an der respiratorischen Funktion des Labyrinths und an der Wichtigkeit der direkten Luftatmung für diese Fische keinen Zweifel, sie erklären auch ihre Fähigkeit in wenig sauerstoffreichem Wasser auszuhalten und dieses zeitweise wie der indische Kletterfisch freiwillig zu verlassen.

× Kurze Chronik Die Direktion des physikalischen Instituts der Universität Berlin fasste den Beschluss dem *Deutschen Museum* in

Nürnberg die 250 Jahre alten Originalapparate Guericques zu überlassen; sie sollen im Saale *Mechanik* aufgestellt finden. X Der ausserordentliche Professor an der Universität Göttingen, Dr. Max Abraham, der sich bereits in jugendlichem Alter durch hervorragende Arbeiten auf dem Gebiet der Elektrizitätslehre verdient machte, ist als ordentlicher Professor der mathematischen Physik an die Universität von Illinois berufen worden. X Für die in Glarus zugleich mit der Jahresversammlung der *Schweizerischen Gesellschaft für Chemie* stattfindende 91. Versammlung der *Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft* sind unter anderem folgende Vorträge angekündigt: Professor A. Rippenbach-Burckhardt *Die Schwermessungen der schweizerischen geodätischen Kommission*; Professor Dr. Ch. E. Guye *Un puissant auxiliaire de la science et de l'industrie: l'arc voltaïque, son mécanisme et ses applications*; Dr. H. Greinacher *Über die radioaktiven Substanzen*.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Hauptmann Dramen vieler Völker habe ich in diesem Winter kennengelernt. Bühnenstücke der modernen Hellenen lagen vor mir, die Sada Yakko spielte vor uns eines ihrer japanischen Legendenspiele, ich sah den wundervollen Künstler Grasso in der italienischen Bauerntragödie, schliesslich ging ich an wenigen der hundert Premièren vorbei, die der Pariser Theaterwinter brachte. Aber was war das alles? Liess sich da entdecken, dass wir in Europa oder in der exotischen Fremde irgend etwas zu hoffen haben, etwas Unerhörtes, Unerwartetes und Neues? Die Routine ist in Europa so gross geworden, dass Theaterwerke wenig mehr mit Poesie zu tun haben. Ob diese französischen Autoren Abel Hermant, ob sie Cavaillet und de Flers, ob sie Brioux, ob sie Capus oder Nozière heissen, die Unterschiede ihrer Art sind nicht solche der Kunstbegabung sondern Grade der szenischen Geschicklichkeit. Dort aber, wo noch das Herz im Drama lebte, im primitiven Neugriechenland, in der pathetischen Bauerntragödie der Sizilianer, dort fehlte im Grund jede Kenntnis der Bühnenwirkungen, für deren zu grobe Vernachlässigung die Modernen keine Verzeihung mehr haben.

Nun sah ich weiter nach Deutschland hinüber. Bei uns spürt man ganz genau den Willen aus der leeren Theaterspielerei herauszukommen, wieder Werte der Empfindung und des reinen Geistes szenisch darzustellen. Das wird ja jetzt in ästhetischen Abhandlungen allgemein verlangt. In die Dramatiker ist der Ernst gekommen, sie scheuen sich nicht mehr von der Heiligung zu prophezeien, die Bühmendichtungen über die Menschen verbreiten sollen. Die Kunstrichter, die sich in den Ruf der Urteilkraft zu bringen vermochten, haben es durchgesetzt, dass man heute Theater baut, über deren düsterem Gebälk schon von vornherein die Schwere des Tragischen lagert. Finster und streng sollen die Stätten der hohen Kunst sein, und die Stimmung, die für sie ersehnt wird, muss das Gemüt einpressen, umklammern mit dem Pathos der Zerstörung. So die Bauten, so auch die deutschen Poeten.

Unter ihnen geht Gerhart Hauptmann als erster. *Kaiser Karls Geisel*, Berlin, S. Fischer/ heisst seine letzte Arbeit. Ein *Legendenspiel*. Kaiser Karl der Grosse ist ein Greis geworden. Da hängt er sein Herz an ein junges Ding, das sich von jedem jungen Lotterbuben beschlafen lässt, das allen Fuhrknechten und Bauern zu Willen ist. Alle wissen das, der Kaiser allein nicht. Er will nicht mehr regieren, er lässt sich alles entschlüpfen, was er mächtig an seine Herrschaft gekettet hat. Ihm liegen nicht die Sachsen und die Friesen mehr im Kopf sondern nur das Mädcl, die Hur. Die wird krank, da sie bei einer Sauforgie von zu vielen Männern missbraucht worden ist. Sie stirbt, leicht zwitschernd, unschuldig fast trotz der angeborenen Widrigkeit, in der Hut geistlicher Frauen. Karl, der einen Augenblick an ihrer Bahre weich wurde, wird wiederum geheilt, innerlich von solcher Verirrung losgelöst, und er sagt, dass er der Mächtige sei. Das Volk glaubt, es jubelt, es schlägt die Schilde zusammen und hebt die Schwerter. Heil! Das Schauspiel ist darum für die Bühne verloren, weil sein Lyrismus zu sehr ausschweift. Eigentlich ist die ganze Geschichte eine Ballade. Der höfische Prunk in der Erzählung hätte Stoff zu bunten Bildern geboten. So sollte all das Plastik werden, aber es wurde nur Stukkatur. Früher wusste Hauptmann es besser die Vorzeit der Historie für unsere Augen und Ohren zu beleben. Jetzt hat er wohl zu eilig, wie man flüstert, zu heftig getrieben von dem Wunsch ein inneres

Erlebnis loszuwerden, das Stoffliche übergegangen. Die Motive des Verstandes, die aus der gelehrten Auffassung des Problems begriffen werden müssen, die nicht ursprünglich in die Empfindung dringen, nehmen den grössten Raum ein, und enttäuscht wendet man sich ab, den ergreifenden Ton nur selten findend, wegen dessen Hauptmann unser teurer Meister ist.

× Bab ×

Diese modernen Tragiker, die ins Endlose und Unfruchtbare in Düsseldorf, in Weimar und Berlin spintisieren, scheinen sehr kluge, sagen wir vorsichtiger: sehr unterrichtete Denker über das Wesen der Tragödie, aber sehr arme, ganz und gar unzulängliche Bereicherer des lebendigen, aufführbaren Schauspiels. Das hat nun im wesentlichen darin seine Ursache, dass diese gewissenhaften Kunstarbeiter sich bloss mit Kunstdingen befassen, um Kunst zu formen, und nicht mit allen Lebensdingen, die allein des Formens durch die Kunstmittel wert sind. Man wird kein Dramatiker durch das Studium Hebbelscher Abhandlungen, durch das Studium Volkelts oder der Grillparzerschen Lopestudien oder durch ähnliche Bemühungen. Seit ewigem weiss man diese Binsenwahrheit schon, aber heut ist sie wiederum vergessen. So achtet man in Julius Bab den fleissigen, nicht originellen, aber unter der Masse der Schwätzer mehr taugenden Schriftsteller. Aber dieser Mensch, der vielleicht durch Schicksale ging, die tiefer als bis zu den Haarwurzeln frassen, ist unberührt von alledem, kann nicht, will nicht Leben formen sondern angewandte Ästhetik. Was an der Tragikomödie *Der Andere* darum schlecht ist, habe ich schon früher einmal gesagt (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1907, 1. Band, pag. 256-257). Der Fehler ist fast noch schlimmer geworden in dem zweiten Werk *Blut* /Berlin, S. Fischer/. Man spürt noch in dem Müdesten des Gerhart Hauptmann seine schlagende, zarte Seele, die teilnimmt an inneren Erfahrungen, aber tot, steinern ist das alles in dem jungen Bab. Er denkt sich da irgend eine Königstochter, die vom fernen, fremden Fürsten gefreit wird. Sie zieht mit der Magd von der Mutter, um ins Ehebett des Verlobten zu steigen. Da wirft sich unterwegs die Magd zur Königstochter auf. Die Magd wird Königin, die echte Braut wird Hirtin einer Schafherde. Da zeigt aber die Magd durch weise Herrschertaten, dass sie königlichen *Blutes* ist. Die Mutter selbst

soll entscheiden, und sie entscheidet für die Magd. Die jauchzt auch dann noch, als die echte Königstochter durch einen Dolchstoss in das eigene Herz den Adel des Geblütes endlich erwiesen hat. Wenn die Psychologie dieses Dramas auch nur ein Fünkchen Wahrhaftigkeit besässe! Das frühe Mittelalter und nordische Reckenpracht sollen die Stimmung der Zeit und des Ortes hergeben. Blutglaube. Normengeheimnis, Weisheit und Schaurigkeit von Zaubersprüchen sollen die pathetische Verssprache rechtfertigen. Aber der Spuk ist äusserlich. Der Geist, der von ihm herweht, durchtränkt nicht die Menschen des Stückes. Der Spuk ist also Putz, und da, wo er zum Humor der Galgenvögel gebraucht werden soll, wo er einen grotesken Auftritt munter machen soll, versagt er auch. Da bleibt also an dem Dichter Julius Bab spottwenig, aber man soll im Urteil ganz vorsichtig sein und anerkennen, dass seine Verssprache so fünf, sechs Zeilen lang und in jedem Akt zwei- bis dreimal voll Schönheit ist. So viel Begabung für kurze Verszeilen konnte ich schon vor Jahren an Bab feststellen. Aber leider hat er sich seither noch immer nicht zu Grösserm entwickelt.

× Dramen ×

Bab will als Ästhetiker der Tragödie die grosse, romantische Gebärde, den Zusammenklang von Bühnenbild und Menschenwort, die Geburt und das Eingehen des tragischen Menschen, den eine enge Welt der Gegenspieler umschliesst. Ihm ist es nicht darum zu tun, dass von der Tragödie der Ausblick in die Völkerschicksale geweitet wird, er will vielmehr des einzelnen Menschen Seele wachsen und sich ausdehnen lassen. Anders denkt als Ästhetiker des Tragischen Samuel Lublinski. Den Kampf der grossen sozialen und ethnischen Gebilde will er im höchsten Drama ausfechten lassen. Die Menschen will er nicht Sonderlinge sein lassen sondern Wesen mit typischer Gewalt. Das Drama *Gunther und Brunhild* /Berlin, Bard/ ist der Versuch zu der Erfüllung dieses Wollens. Lublinski ist nüchtern, aber er hat Bühnensinn gezeigt. Die beiden ersten Akte des Trauerspiels sind als die Vorbereitungs-mittel des Ganzen öd, von einer kalten Verständigkeit und zu durchsichtigen Führung. Das Weitere lässt aber nicht ohne Interesse, weil der Autor das Problem der Nibelungendichtung in einer wesentlich anderen Art lösen will. In

dem genannten Stück ist Siegfried nicht der blindlings in Kriemhild Verliebte, er hat im Gegenteil für Brunhild das leidenschaftlich schlagende Herz. Brunhild aber kann solche Liebe, die zu spät kommt, nicht mehr annehmen. Sie will, dass Gunther sie räche, und der Burgundenkönig, ein Schwächling, erdolcht Siegfried, den Herrscher der Niederlande. Von Hagen Tronje, auch von der hürnen Haut und der allein verwundbaren Schulterstelle wird nichts gesagt. Die Tat des Gunther ist die Tat eines Feigen gegen einen Nichtvorbereiteten. Brunhild will nicht von einem Meuchler gerächt sein und ersticht sich. Kriemhilde aber eilt dem Hunnenkönig entgegen, weil sie mit ihm die Rache für den Tod des Gatten nehmen will. Die grossen Zwistigkeiten zwischen Hunnen und Deutschen sind vorbereitet, ein Weltbrand ist angelegt, zu dem schon im Laufe der Tragödie die Funken ausstieben.

Der Chronist des Dramas kann enden, indem er mit zwei Worten noch einige Neuheiten charakterisiert. Schalom Asch, der hier schon mehrmals genannt wurde, liess eine Tragödie *Sabbatai Zewi* /Berlin, S. Fischer/ erscheinen, ein ganz interessantes, aber nur als ethnologisches Kuriosum zu wertendes Mysterium vom grossen jüdischen Sektierer.

Das Schauspiel Kurt Friebergers *Hendrickje* /Stuttgart, Juncker/ ist ein wenig Dilettantengespiel um Rembrandt, mit guten Kenntnissen in der Kunstgeschichte.

Heinrich Lautensacks Komödie *Hahnenkampf* /Berlin, A. R. Meyer/ ist die Geschichte vom Kampf ums Weib, bei der einer von vier *Hähnen* ins grüne Gras geknallt wird. Lautensack hat Frische der Sprache, Mut zum kräftigen Dialekt, Lust an einer zündenden Derbheit, aber ihm zerrinnt alles. Er ist zum Dramatiker nicht geduldig genug. Die Erfindung neuer Situationen ist für den bescheidenen Theatermann ja nicht nötig, und wie man aus Bekanntem mit Geschmack ein gutes Spiel zusammensetzt, das zeigt Paul Apels *Liebe* /Berlin, Oesterheld/ (vergl. die Rubrik *Bühnenkunst*, pag. 641). Der Dichter sagt dazu *tragikomische Grotteske*. Aber der Titel gibt nicht den Ausschlag.

Der Titel ist auch irreführend bei der Komödie Bernard Shaws *Der Liebhaber* /Berlin, S. Fischer/, die übrigens schon alten Datums ist, aber jetzt erst deutsch erschien. Komödie heisst doch ins Fröhliche gewendetes, um einen Handlungspunkt konzentriertes Spiel

von Menschen. In diesem Shawschen Stück wird mit dem immerhin nicht geringwertigen Titel eine Reihe loser Dialoge bezeichnet, die sich mit einem geschickten Frauenliebhaber und der Schrulligkeit angelsächsischer Frauen, die modern sein wollen, beschäftigen.

X

X

Erzählungen Von Hanns Heinz Ewers ist ein Band Erzählungen unter dem tönenden Titel *Das Grauen* /München, Georg Müller/ erschienen. Da sind erstens einige ausgedehnte Geschichten von Scheusslichkeiten, die zu Unrecht über den Rahmen eines Zeitungsartikels ausgedehnt worden sind. Da sind zweitens zwei nicht schlecht erzählte Geschichten, die in Paris, in dem des Bürgerkönigtums, und in der tropischen Wildnis spielen. Das ist ganz leidlich gemacht, nämlich nur gemacht. Die Leidenschaft der *Graue*ndichter wird bei Ewers zur Geschicklichkeit. Er ist nicht, wie seine Lobhuder verkünden, ein Poe oder ein Hoffmann. Er ist ein Literat unserer Tage, der mit nüchterner Gewandtheit grausige *Stoffe* dreht. Hierbei verlässt ihn sogar sehr häufig der Geschmack.

Zwei sehr schöne Novellen, die Freude an Heinrich Mann wach haltend, sind zu einem Band *Die Bösen* /Leipzig, Inselverlag/ vereinigt.

X

X

Kurze Chronik Gestorben ist in Frankreich François Coppée, ein schlechter Dichter und ein böses, rückständiges Herz. Er war ein Feind des grossen Emile Zola, den seine gerechteren Anhänger am 3. Juni ins *Panthéon* überführt haben. X Bald nach seinem hier erwähnten 70. Geburtstag ist Adolph L'Arronge gestorben. X Von Jakob Wassermanns älterem Roman *Der Moloch* ist eine neue Bearbeitung /Berlin, S. Fischer/ erschienen. X Wer flott geschriebene Lektüre liebt, der nehme in die Sommerfrische mit den *Paraphrendlerling* von Walter Bloem /Berlin, Vital/. X Im gleichen Verlag erschien Hans von Kahlenbergs neues Buch *Der liebe Gott*. X Der Roman *Leiden* der Dora Duncker /Berlin, Schottländer/ ist ebenfalls zur Lektüre zu empfehlen. X Etwas niedriger, aber stofflich fesselnd ist *Gemeinsam, die Geschichte einer Zeitungshe* von E. J. Eichen /Dresden, Pier-

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Dampfturbine An dieser Stelle ist schon von Dampfturbinen und deren Bedeutung für die moderne Dampfschiffahrt und vor allem für die Elektrizitätserzeugung die Rede gewesen, so dass es angebracht erscheint auch auf ihr Wesen näher einzugehen. Bei der gewöhnlichen Dampfmaschine wirkt das Ausdehnungsbestreben des gespannten Wasserdampfes auf einen in einen Zylinder genau eingesetzten Kolben, der von einem Zylinderende zum anderen getrieben wird. Indem man dem Dampf bald an dem einen bald an dem anderen Zylinderende Eintritt gestattet, erhält der Kolben eine hin- und hergehende Bewegung, die durch eine Gestängekombination auf eine Kurbelwelle übertragen wird, so dass diese in Rotation versetzt wird. Die Verwandlung der hin- und hergehenden Bewegung in rotierende Bewegung bedingt notwendig erhebliche Energieverluste, ausserdem aber sind bei einer derartigen Umwandlung einer Bewegungsform in eine andere der Rotationsgeschwindigkeit verhältnismässig enge Grenzen gesetzt. Beide Momente führten zu Bestrebungen die Ausströmungsgeschwindigkeit gespannten Wasserdampfes von vornherein zur Erzeugung einer rotierenden Bewegung zu benutzen. Vorbildlich war hier das bekannte Wasserrad, bei dem strömendes Wasser eine Drehbewegung erzeugt. Die modernen Wasserräder, die Turbinen, wie sie zur technischen Ausnutzung der auf der Erde vorhandenen Wasserkräfte benutzt werden, gehören zu den vollkommensten Maschinen, die wir überhaupt kennen. Seit sehr langer Zeit wurde deshalb versucht das Prinzip des Wasserrades auch auf die Dampfmaschine zu übertragen. Aber erst Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist es dem Schweden de Laval gelungen eine brauchbare Dampfturbine zu schaffen. Die de Laval-Turbine besteht aus einem dicht eingekapselten Rade, an dessen Umfang eine grosse Zahl von Schaufeln angeordnet ist. Gegen den Umfang dieses Schaufelrades sind mehrere Dampfausströmungsdüsen gerichtet. Strömt der Dampf aus diesen Düsen gegen die Radschaufeln, so versetzt er das Rad in Rotation. Infolge der hohen Ausströmungsgeschwindigkeit des gespannten Wasserdampfes ist die Rotation der de Lavalschen Turbine ausserordentlich

hoch; sie beträgt 20 bis 30 000 Umdrehungen in der Minute. Da bei dieser rasenden Umdrehungsgeschwindigkeit die auftretenden Fliehkräfte gewaltige Grössen annehmen, so würde eine de Lavalsche Turbine sofort in Stücke fliegen, wenn die Turbinenwelle nicht mathematisch genau durch den Schwerpunkt des Schaufelrades gelegt wird. Die technische Ausführung dieser Aufgabe ist überaus schwierig. In genialer Weise beseitigte aber de Laval diese Schwierigkeit dadurch, dass er die Turbinenwelle nicht starr, sondern möglichst dünn und elastisch machte, so dass sich deren mathematische Achse selbsttätig in die Schwerpunktlage einzustellen vermag. Wegen der hohen Tourenzahl ist die de Lavalsche Turbine aber noch nicht zum direkten Antrieb von Arbeitsmaschinen oder Dynamomaschinen zu verwenden, sie muss deshalb noch mit einem besonderen Zahnradvorgelege versehen sein, durch das die riesige Umdrehungszahl des Schaufelrades auf praktisch brauchbare niedrigere Werte herabgemindert wird. Dieses Vorgelege verbraucht aber selbst einen nicht unbeträchtlichen Teil der an der Turbinenwelle erzeugten Energie, so dass der durch die de Laval-Turbine erreichte technische Fortschritt zum Teil wieder illusorisch gemacht wird. Ausserdem aber kann diese Turbine nur in Einheiten bis etwa 300 PS hergestellt werden.

Die Aufgabe der Erfinder musste sich deshalb darauf richten die Tourenzahl der Dampfturbine von vornherein auf ein solches Mass herabzumindern, dass der direkte Antrieb von Arbeitsmaschinen möglich würde. Diese Aufgabe ist erstmalig von dem Ingenieur C. A. Parsons geleistet worden. Die Lösung besteht darin, dass nicht, wie bei der de Laval-Turbine, der ganze Dampfdruck respektive die Ausströmungsgeschwindigkeit des Dampfes auf ein einziges Schaufelrad wirkt, sondern dass die gesamte Dampfspannung stufenweise ausgenutzt wird. Zu diesem Behuf ist die Parsons-Turbine in eine Reihe von Einzelturbinen unterteilt worden, die sämtlich auf einer gemeinsamen Welle angeordnet sind. Die Expansion des Dampfes vollzieht sich dann allmählich und verteilt sich auf die ganze Serie hintereinander angeordneter Turbinen. Nach der Zahl der hinter einander angeordneten Turbinensätze lässt sich die Tourenzahl bis auf 2000 in der Minute und weniger herabmindern, und

andererseits lässt sich die Leistung der Parsons-Turbine bis zu jedem Grade steigern. In der letzten Zeit sind Parsons-Turbinen gebaut worden, die 10 000 PS leisten. Eine derartige Dampfturbine in Verbindung mit einer Dynamomaschine hat kürzlich in dem Essener Elektrizitätswerk Aufstellung gefunden. Dieses Maschinenaggregat nimmt trotz seiner riesigen Leistungsfähigkeit doch nicht mehr Raum ein als etwa eine 3000 pferdige Kolbendampfmaschine. Neben der besseren Ökonomie — sofern es sich um dauernde Vollbelastung handelt — ist die Raumerparnis der Hauptvorteil der Dampfturbine gegenüber der Kolbendampfmaschine. Das erklärt auch ihre steigende Verwendung bei Dampfschiffen und bei Elektrizitätswerken, in welchen beiden Fällen die vollkommenste Raumaussnutzung häufig erst die Wirtschaftlichkeit des Betriebes gewährleistet. Für die Elektrizitätserzeugung hat die Dampfturbine aber weiterhin noch dadurch eine besondere Bedeutung gewonnen, dass ihre Rotationsgeschwindigkeit absolut gleichmässig ist. Bei Kolbendampfmaschinen kann eine gleichförmige Umlaufgeschwindigkeit nur mit Hilfe von sehr schweren Schwungrädern erzielt werden, trotzdem ist die Umlaufgeschwindigkeit niemals absolut gleichmässig. Bei der Elektrizitätserzeugung macht sich diese Ungleichförmigkeit in der Umlaufgeschwindigkeit aber sofort in Spannungsschwankungen bemerkbar, die besonders bei der Lichterzeugung unangenehm auffallen. Bei der Dampfturbine dagegen ist die absolut gleichförmige Umlaufgeschwindigkeit durch ihr Prinzip bedingt, so dass die Anordnung schwerer Schwunghmassen überflüssig wird. Wegen der grossen Tourenzahl der Dampfturbinen können die direkt von ihnen angetriebenen Elektrizitätsgeneratoren erheblich kleiner gebaut werden als dies bisher möglich gewesen ist, sie werden also billiger, und das ist für die weitere Ausdehnung der Elektrizitätserzeugung von weittragender Bedeutung; denn bei den relativ hohen Erzeugungskosten des elektrischen Stroms sind wir von seiner allgemeinen Anwendung noch weit entfernt.

× ×
Beleuchtung Der lebhafteste Konkurrenzkampf zwischen elektrischem Licht und Gaslicht hat vermittelst des Gasglühlichtes die elektrische Kohlenfadenlampe stark in das Hintertreffen gebracht. Durch die Metallfaden-

lampen (Osmium-, Tantal-, Zirkon-, Wolfram-, Osramlampen) wurden die Chancen für das elektrische Glühlicht wieder etwas verbessert. Diese Metallfadenlampen waren bisher aber nur für Betriebsspannungen bis maximal 110 Volt verwendbar, während im Interesse der Wirtschaftlichkeit die neueren Elektrizitätswerke meist für 220 Volt Betriebsspannung eingerichtet wurden. Dieses Missverhältnis zwischen Lampenspannung und Betriebsspannung des Werkes bedingte, dass immer mindestens 2 Glühlampen gleichzeitig benutzt werden mussten, wodurch die Ersparnis teilweise wieder aufgezehrt wurde. Neuerdings bringt nun die *Deutsche Gasglühlicht A. G. (Auergesellschaft)* ihre ausgezeichneten Osramlampen auch für 220 Volt Betriebsspannung auf den Markt, so dass diese ökonomischen Lampen auch in Einzelschaltung gebrannt werden können.

Unbeirrt von den Anstrengungen der Elektrotechnik behauptet das Gasglühlicht trotzdem noch immer das Feld. Durch die Einführung der Apparate für hängendes Gasglühlicht wird eine gute Verteilung des Lichtes nach unten, also auf den Arbeitsplatz, ermöglicht, und gleichzeitig wird etwas Gas gespart, wenn auch bei weitem nicht so viel wie die Reklameinserate behaupten. Es gibt jetzt auch verschiedene hängende Gasglühlichtlampen, die weder rauschen noch russen, und deren Licht auch nicht zuckt. Der wesentliche Fortschritt auf diesem Gebiet wird aber durch die Invertintensivlampen markiert, bei denen Pressgas benutzt wird, und die es gestatten bei einem Aufwand von stündlich 800 l zirka 1000 Kerzen zu erzeugen. In der öffentlichen Beleuchtung Berlins haben derartige Lampen erstmalige Anwendung gefunden. Eine Reihe Berliner Strassen (die Potsdamer, Königgrätzer, Wilhelm Strasse und andere mehr) sind jetzt mit diesen Lampen beleuchtet. Sie brauchen den Vergleich mit den Intensivflammenbogenlampen nicht zu scheuen.

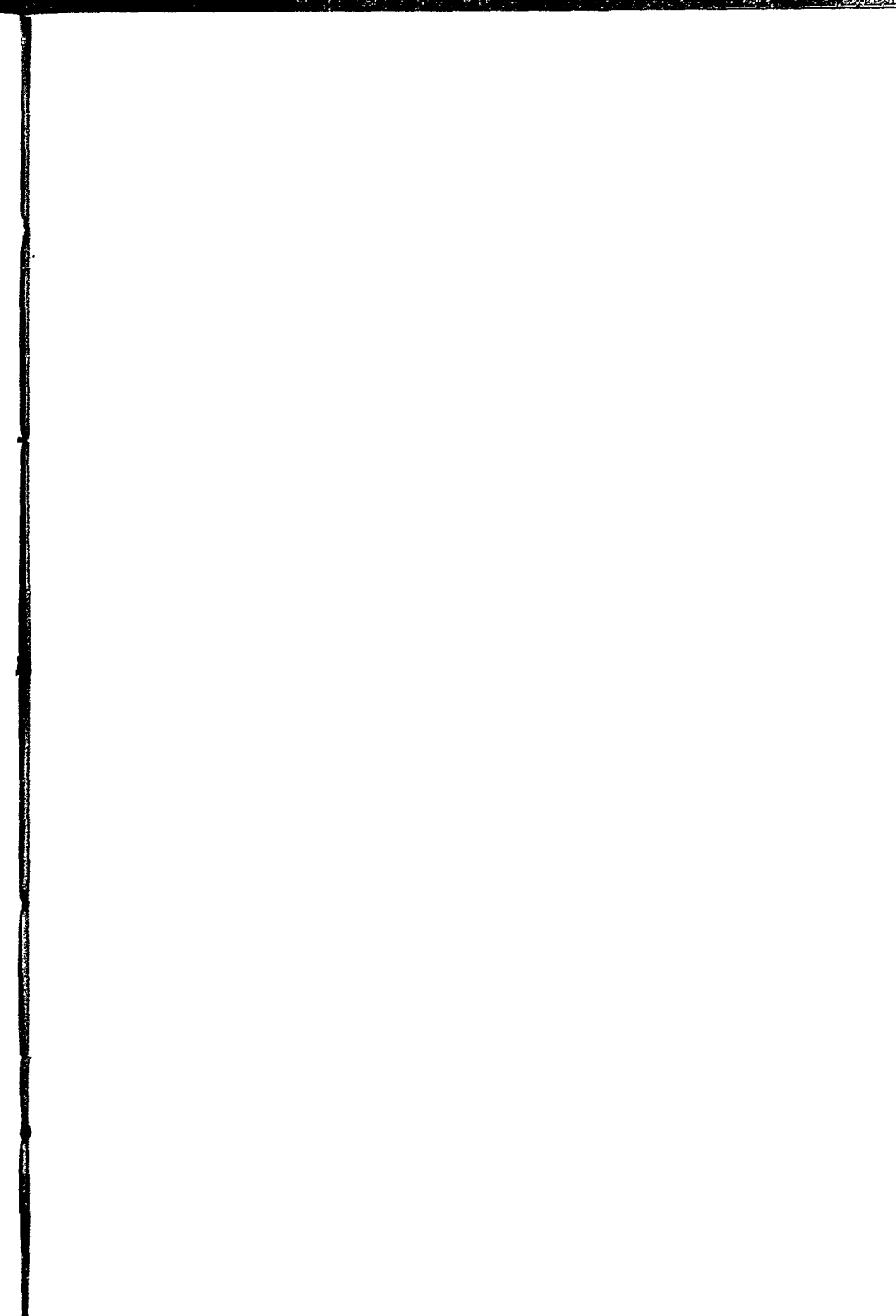
Über die elektrische Starklichtbeleuchtung durch die vervollkommnete Aronsche Quecksilberdampfampe ist bereits hier (1908, I. Band, pag. 200) referiert worden.

× ×
Kurze Chronik Die Vollendung der mandchurischen Eisenbahn ist durch die kürzlich erfolgte Inbetriebsetzung eines 13 km

langen Zwischenstückes der Linie von dem russischen Charbin nach dem japanischen Port Arthur zur Tatsache geworden. Nunmehr ist von Europa aus der fernste Osten, Port Arthur und Peking mit der Eisenbahn zu erreichen. X Eine grossartig angelegte Wasserversorgung Breslaus mit Brunnenwasser hat gänzlich versagt, weil ohne Anhörung erfahrener Geologen die Wasserentnahme in einem Überschwemmungen ausgesetzten Sumpfbereich erfolgt war. Die nachträgliche geologische Untersuchung ergab die völlige Unbrauchbarkeit des gewählten Terrains. X Die staatliche Wasserkraftzentrale an den Trollhättafällen in Schweden hat kürzlich zwei Wasserturbinen von je 12 500 PS in Auftrag gegeben. Die Turbinen werden zur Elektrizitätserzeugung benutzt werden. Damit gewinnt das Projekt der Monopolisierung der elektrischen Energie in Schweden greifbare Formen. X Die Berliner A. E. G. feiert in diesem Jahre das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens. Die A. E. G. gehört mit ihren Tochtergesellschaften zu den grössten Elektrizitätsfirmen der ganzen Welt. Der Umsicht und der Tatkraft ihres Generaldirektors Dr. ing. Rathenau verdankt das Unternehmen seine eminente wirtschaftliche Bedeutung. Auf die Entwicklung der verschiedensten Zweige der deutschen Industrie hat die A. E. G. einen befruchtenden Einfluss ausgeübt. Wir kommen darauf noch zurück. X Die elektrisch betriebene Jungfraubahn hat auf ihren Hauptstationen eine elektrische Küche eingerichtet; auf der Station Eismeer zum Beispiel kann eine Mahlzeit von 4 bis 5 Gängen für 60 bis 120 Personen in kürzester Frist zubereitet werden.

X
Literatur Das Buch Heinrich Webers *Die elektrischen Kohlenfadenlampen* /Hannover, Jänecke/ ist zwar in erster Linie für den Praktiker geschrieben, der eine Fülle von Anregungen aus ihm ziehen dürfte; aber auch für den Laien hat es gewisse Interesse, da die Fabrikation der elektrischen Glühlampen von den meisten Fabriken mit so viel Geheimniskrämerei umgeben wird, so dass die wenigsten Benutzer von elektrischen Glühlampen eine klare Vorstellung von deren Wesen und deren Herstellung haben. X Bei der von Tag zu Tag wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung der Elektrizitätswerke ist die gross angelegte und mit Sorgfalt durch-

geführte statistische Arbeit Fritz Hoppes *Die Elektrizitätswerkbetriebe im Lichte der Statistik* /Leipzig, Barth/ für den Volkswirt unentbehrlich. X Die beiden Monographien *Eisenhütte* von Dr. O. Stillech und Ingenieur H. Stuedel und *Kohlenbergwerk* von Dr. O. Stillech und A. Gerke /Leipzig, Voigtländer/ verfolgen den Zweck dem gebildeten Publikum einen Überblick über die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen schweren Industrie zu geben. Dieser Aufgabe ist Dr. Stillech durchaus gerecht geworden. Um den Büchern einen besonderen Reiz zu geben sind an die volkswirtschaftlichen Monographien aber noch zahlreiche mit technischen Erläuterungen versehene Bilder, meist nach photographischen Aufnahmen von Max Steckel angehängt. Die Erläuterungen H. Stuedels zu den Bildern aus der Eisenindustrie, die sehr geschickt ausgedacht sind, vermögen in der Tat auch einen guten Überblick über die Eisengewinnung, die Verwandlung des Roheisens in Schmiedeeisen, Stahl, Gusseisen und die verschiedenen Zwischenstufen zu geben. Eine etwas eingehendere Darstellung des Werdeprozesses eines wichtigen Gebrauchsgegenstandes, nämlich eines Lokomotivrades, veranschaulicht die Verarbeitung des schmiedbaren Eisens an einem typischen Beispiele. Weit weniger glücklich sind dagegen die Erläuterungen Gerkes zu den Bildern aus einem Kohlenbergwerk. Gerke beschränkt sich im wesentlichen auf die Verfassung eines *Bildertextes*, wie das neuerdings in berüchtigten illustrierten Wochenschriften beliebt wird. Das Publikum betrachtet neugierig die mehr oder weniger sensationellen Photographien, liest den trivialen Text und glaubt dann vollkommen informiert zu sein. Auf einem ähnlichen Niveau stehen die Bildertexte von Gerke, die noch dadurch fast ungeniessbar werden, dass Gerke mit unverständlichen Fachausdrücken nicht spart. X In der von uns wiederholt erwähnten Sammlung wissenschaftlich - gemeinverständlicher Darstellungen *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/ sind neue Bändchen erschienen, auf die besonders hingewiesen sei. Das eine von Richard Vater, Professor an der Berliner Bergakademie, behandelt die *Hebezeuge, das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper*; das andere, von Dr. Arthur Müller, gibt *Bilder aus der chemischen Technik*.





Dessiné et gravé avec le Permission par Queneau.

ANACHARSIS CLOOTS

Mé le 24 Juin 1755

*Orateur du genre Humain
à l'Assemblée Nationale
Son 1^{er} de la Liberté Française*

A Paris au Bureau du cercle Social rue du Théâtre Français N^o 4.